der Evangel. Gesellschaft und Hrn. Buchhändler J. Thomas
Markt bei Hrn. Goldarbeiter Koch, hinter dem alten Spital
Hrn. Goldarbeiter Holl in der Korngasse,
dem Evangelischen Verein,
bei Hrn. Pfarrer Koch,
Zeichen und bei der Wupperthaler Traktat-
gesellschaft,
a. d. Saale bei Hrn. Pastor Zacharias,
bei Hrn. Buchbinder C. F. [illegible],
bei Hrn. Gustav Neumann,
Hrn. Kaufhalter G. F. Dreierolke u. Hrn. W. Voigt
Hrn. Schreiber und Comp.,
Hrn. G. Meinert, Cand. Theol.,
bei Hrn. Pastor A. Ilsch,
Oder bei Hrn. Archidiakonus W. Frehlandt,
Hrn. Neumann, Pastor zu St. Barbara,
Ringwitz bei Hrn. Landrath von Salbern,
Pastor Grabl an der St. Michaeliskirche
Hrn. G. A. Gottwein und Comp.,
Hrn. Bemmerich,
Fr. Holz in Vertretung, Hauptagent Schmidt,
(Fürstenthum Reuß) bei Hrn. Kaufmann Keller
Excellenz Hrn. Baron Gustav von [illegible]
Hrn. Alexander Vogt,
Herrn Wendler.

das Erscheinen der Monatshefte, sowie
Versendung derselben wird, wie bisher, die
getragen werden.

bitten wir möglichst rechtzeitig und regel-

des Magazins fließt, wie bisher, in die
für invalide Missionare und Missionswitwen
die Herren Wallen der heimathlichen Missions-
ein reicher Segen fortwährend erwachsen.
der Mission ihre Kräfte verzehren, eine
gehen!

9.

# Der Menschenfeind.

Eine romantische Erzählung

von

Fr. X. Pappey.

Lauingen 1856.
Im Selbstverlage des Verfassers.

# Vorwort.

Oft schon wollte ich dem deutschen Volke die Schattenseite der Menschheit vor Augen stellen, wie sie im Leben vorkommt. Meinen Versuch damit habe ich mit diesem Werkchen begonnen. Es möge nicht ohne Anklang die Herzen berühren, denn es gibt eine Geisterwelt, in die wir gewiß insgesammt unser Fluidum tragen, wo es die Feuerprobe der Prüfung zu bestehen hat. Was dem Gedanken des Dichters anpaßt, ist oft schon eine geheime Ahnung von Jenseits, die der scharfsinnige Gelehrte nicht zu enträthseln vermag. Wie das Gewissen den noch nicht ganz Verstockten zur Schamröthe zwingt, so hält auch der

Dichter seine Ahnungen für wahr, obwohl sie den Anflug von Chimären tragen. Nochmal ermahne ich den lieben Leserkreis, meine „romantischen Erzählungen" mögen ihr Gutes bewirken!

Lauingen im März 1856.

Der Verfasser.

# Der Ungar.

„Endlich ist es gekommen, daß Ihr eine Concession erhalten habt von der Königlichen Regierung, und zugleich die Bestätigung, dahier als Bürger aufgenommen zu sein; nicht wahr, das ist eine Freude für einen so langjährigen Kämpfer, wie Ihr seid? — Jetzt geht's nochmal tief in den Beutel, dann mögt Ihr Euch Eures Sieges nach Herzenslust freuen," setzte der alte Stadtschreiber schmunzelnd hinzu, seinen Supplikanten, der ein Rothgerbergeselle war, mit Argus-Augen fixirend. Welches Mienenspiel und welche Freude traf unsern schon so lange harrenden Kämpfer über diese frohe Kunde! Konvulsivisch zerrte sich der linke Mundwinkel transparentartig gegen sein Kinn herab; die kleinen stechenden Augen glänzten gleich einer Oriflamme. Unläugbar erkannte man darin die Feuergluth des ächten Magyaren, welche in seinem freudetrunkenen Herzen in voller Flamme und ungebundenem Enthusiasmus losbrach. Eigenthümlicher Charakter des Ungarn. Langmuth und Ausdauer, wie eine gewisse scheinbare Gleichgültigkeit, die an Kälte und Nichtachtung grenzt, zeichnet dieses Volk im Ganzen sowohl, wie das einzelne Individuum aus; Beharrlichkeit, die bis zum Stumpfsinn sich ausprägt, erhält einen gewissen Charakter, der in der Anwandlung von unbegrenzter Wuth schrecklich für diejenigen ist, welche sie auf sich zogen. Ernst und edel, wie muthig und

kühn, sind noch die Tugenden dieses großmüthig stolzen Volkes. Solches zeigten die Ungarn in ihrer jüngsten Revolution mit wahrer heldengroßer Charakterstärke. Todesverachtende Tapferkeit, gepaart mit der größten Aufopferung an Gut und Blut, ergriff dieses Volk das Schwert der Rache und focht siegreich gegen seine Bedrücker, bis zu dem Tage des schändlichen Verraths von Görgey, wo ein Heer Kerntruppen von geprüfter Tapferkeit seine sieggewohnten Waffen strecken mußte. —

Eben wegen dieses eigenthümlichen Charakters will man dem Ungarn Falschheit vorwerfen, was in der Regel als der Klugheit gilt. Zurückhaltend und nicht so geschwätzig, wie der Deutsche oder Franzose, kennt der Ungar aber auch nicht jene hündische Kriecherei und Unterwürfigkeit, wie es schwatzhaften Völkern eigen ist. Brutaler Uebermuth, der sich oft bei kriechenden Menschen entschädigen will, ist dem Ungarn ebenfalls fremd. Ernst, stolz und edel bietet dieses Volk einen Anblick, der auch sogar seinen Feinden Hochachtung abgewinnen muß. Wie ihr Wein, so ihr Blut. Voll tiefer Empfindung macht der Ungar dem Fremden Eindrücke, die sich nicht verwischen lassen, bei ihm aber selbst zur Wahrheit wird, für die er begeistert stirbt. Der Enthusiasmus für Freiheit, Religion und Vaterland schwingt sich bis zur unbegrenzten Höhe, bei dem Edelmann so gut, als beim nomadisirenden Hirten; in diesen drei Eigenschaften angegriffen oder verletzt, empört den Ungarn und weckt ihn aus seinem halborientalischen Ernst zu einer Beredtsamkeit, die voll Kraft und Feuer die Herzen entflammen muß.

Von der Charakteristik des Volkes sind wir gezwungen auf das einzelne Individuum überzugehen. Frohlockend in seinem Herzen stand der ungarische Gerbergeselle vor dem Verkünder seiner Existenz, dem Herrn Stadtschreiber; wohl

sah dieser ein, wie sich die Freude auf dem Gesichte des Gerbers ausmalte, jedoch einen Tribut möchte der schreibselige Herr Stadtschreiber auch empfangen von dem Hocherfreuten. Maschinenmäßig streckte der Ungar seine Arme aus, um die Akten der Regierung vom Herrn Stadtschreiber in Empfang zu nehmen. „Ja, mein Lieber, entgegnete Letzterer, die Sache muß erst handgreiflich werden, bevor ich's Ihm ausfertigen kann.“ Wohl verstand unser Gerbergeselle diesen Wink und holte einen östreichischen Kronenthaler aus der Tasche, den er auf den Schreibpult des Stadtschreibers mit sanfter Geschmeidigkeit hinlegte. Erkenntlichkeit spiegelte sich auf der Schreiberstirne, dienstbereit wurde dem Gerber eine Quittung ausgefertigt, die über Bürgerrecht, Rothgerbersconcession, Heirathsconsens und städtischen Requisitenbeitrag lautete, mit der Erklärung, sechzig sechs Gulden vorerst zu bezahlen, dann werde er in vollen Besitz seiner Papiere und Rechte gelangen. Diese Erklärung zog wohl unserm Gerber seine Adlernase etwas krumm, weil er nur zu gut wußte, daß seine Baarschaft bis auf ein paar Karolin zusammengeschmolzen war; jedoch hielt er wieder Stand mit der Resignation: Gott hat mir zu dieser Bahn geholfen, er wird mir auch helfen, darauf fortzuwandeln. Seinen Seelenzustand bemerkte der Stadtschreiber wohl und kannte auch die materiellen Verhältnisse seines Clienten. „Nur Muth, Ungar, sieben volle Jahre sind es jetzt, daß Ihr prozessirt um diese nun erlangten Rechte, sieben ist eine ominöse Zahl, dieses bedeutet gewiß Glück; ich selbst hätte es nie geglaubt, daß Ihr aushalten würdet, noch weniger, daß es Euch gelingen würde; viel Feind, viel Glück, heißt es im Sprichwort, und bei Euch geht es schon so, wer wird verzagen an der Ernte!“ Diese Worte des Trostes gaben dem Gerber wieder neue Stärke und Kraft, er nahm seine Quittung in Empfang,

empfahl sich dem Herrn Stadtschreiber und ging mit beklommenem Herzen in die Wohnung seiner Geliebten. Es war die Tochter eines Rothgerbers, der Vater war schon längst todt; Geschwisterte und die Mutter führten zusammen mit einem geringen Vermögen ihr Hauswesen, das in einem Haus und einer kleinen Wiese bestand. Die Macht der Liebe kettete die Tochter dieses Hauses an den Gerbergesellen, und mit ihr auch zugleich die Pflicht, dem Kinde, welches gewöhnlich bei Liebenden beiderlei Geschlechts so oft der Fall ist, einen Vater ehelicher Pflichten zu verschaffen.

Auch die Tochter dieser Familie sah mit banger Erwartung dem Augenblick entgegen, so sie in Gesetzlichkeit ihre Existenz im Bunde der Ehe sichern könne. Was die Mutter denkt und sorgt, welche durch doppelte Bande der Liebe und Pflicht gefesselt ist, mögen alle diejenigen empfinden, welche durch voreilige Genüsse der Liebe ihre Frucht empfangen. Alles, was im Gedankenreich des Weibes schwebt, ist die Sehnsucht, heirathen zu können, bevor alternde Falten die Stirn durchfurchen; die Angst und Qual, welche ein Mädchen peinigt, die sich bald den Dreißigern nähert, kommt nahezu einer Folter gleich, die mit spitzen Nadeln die Haut durchbricht und im raschern Lauf das Blut zu Kopf und Herzen treibt. Mit schmerzhaften Zuckungen vernimmt sie die Verehelichung einer Kamerädin, einer Bekannten oder gar einer Fremden, die vom Lande in die Stadt heirathet, es fangen bittere menschenfeindliche Abstoßungen sich ihres Herzens zu bemeistern an, es wird ihr so unleidlich zu Muthe, daß Physiognomie, Blick und Charakter sich verunstalten, als ob sie sich häuten wollte, wie die Schlangen. So ging es auch unserer Gerberstochter. Harrend erwartete sie ihren geliebten Supplikanten am Fenster ihrer Behausung; weder das Plätschern des lieblichen Baches unter ihrem Fenster, noch

der frohe Gesang der muntern Vögel, oder die einladenden Dampfnudeln, welche auf dem Tische standen, um das Mittagsmahl zu halten, vermochten die sehnsüchtigen Gedanken: Braut, Kind, Mann zu verscheuchen. „Crescenz, komm', iß", erscholl es gewiß ein Dutzendmal von den Lippen ihrer alten Mutter, jedoch die Tochter erwiderte allemal, sie sollten nur essen, sie habe keinen Appetit; als aber die Einladung zu oft von der Mutter kam, wurde die Tochter mürrisch und bat um Ruhe. Desto willkommener war es ihrem kleinen Sohne Franz, der mit der größten Herzensruhe eine Nudel nach der andern aus der Pfanne holte; als er wohl schon seine Portion Nudeln verzehrt hatte, brach er sein Stillschweigen, in einem zufriedenen Witze sich Luft machend: „Senzel, halte du nur Wache am Fenster, daß der Storch mir d'Nudeln nicht stiehlt." Gelächter der übrigen Geschwisterten gaben dem drolligen Einfall des kleinen Vetters Beifall, unwillkürlich mußte auch die Gefoppte ein Lächeln Preis geben. „Er kommt, er kommt!" und wie ein Reh war sie aus dem Zimmer, den Geliebten an der Hausthüre zu empfangen. „Nun, wie ist's gegangen?" bestürmte sie ihn, sobald er in's Haus hereintrat, „ich hab's dir schon von weitem angesehen, du lachtest mit dem ganzen Gesicht, es muß gut gegangen sein, was sonst nie der Fall war!" Die Stiege hinan, bis in's Zimmer bestürmte sie ihn mit Fragen, daß er gar nicht zu Worte kommen konnte, nur sein launiges Gesicht gab ihr etwas Beruhigung. Schelmisches Lächeln ließ die Geliebte in etwas spannender Ungewißheit, welches ihre Neugierde steigerte bis zur Unruhe „Erzähle, sagte sie halb schmollend, ich will Gewißheit haben, mein Herz hat mit banger Erwartung deiner geharrt, es ist nicht nothwendig, daß du mich auch noch quälst." Ein tiefer Seufzer, der sich unwillkürlich aus der Brust des Geliebten Luft machte, verkündete ihr

im Voraus schon an, daß sein beklommenes Herz etwas verberge, welches ihm nicht recht auf die Zunge wollte. Aengstlich fragend, traf ihr Blick die Augen des Geliebten, als wolle sie um Schonung und auch Gewißheit bitten; mit zurückgehaltenem Athem und pochendem Herzen, halb Freude, halb Kummer, vernahm sie, daß er wohl aufgenommen worden sei und eine Concession erhalten habe, jedoch sechs Karolin in Zeit von vierundzwanzig Stunden zu bezahlen habe. Hiedurch in eine ängstliche Spannung gerathen, wußte sie sich alsobald zu resolviren. „Da muß mein Bruder helfen, laß nur mich sorgen", gab sie mit einer Selbstberuhigung zur Antwort wie ein sieggewohnter Feldherr, der zu befehlen gewohnt ist. Es war augenblicklich auch Trost in der beklommenen Brust des Geliebten, wie in der Familie. „Der Advokat wird aber auch bald seine Rechnung machen", sagte besorgt die alte Mutter, wohl wissend, wie die Kasse bei ihren jungen Heirathskandidaten stund. „Der muß warten, bis man bezahlen kann", entgegnete Crescenz kühn, „er ist ein reicher Mann, seine Auslagen sind gering und ein gutes Wort wird bei ihm auch nicht fehlschlagen." Die Resignation des Weibes, bevor so ihre Hoffnung auf Erfolg gegründet ist, beschämt oft die stumpfe, rath- und thatlose Verzweiflung der Männer. Neu gestählt fühlte sich das Mädchen, mit einem Muthe begabt, der diese Hindernisse durch kluge Behandlung keine Schwierigkeiten mehr darboten. Ihr einziger Gedanke war, da sie jetzt im Brautstande war, nur recht bald den Tag herbeirufen zu können, welcher die Hochzeit bestimmte. Weit mehr Emsigkeit, wie sonst gewöhnlich, gewahrte man vom Augenblicke an, der ihr verkündete, daß die Hochzeitfeier gesetzlich erlaubt sei. Schnell waren ihre Pläne in's Reine gebracht. Der Einkauf zu Hochzeitkleidern wurde noch diesen Tag besorgt, zur Kleidermacherin und Schneider gethan und be-

stimmt, um welche Zeit man sie haben müsse; ebenso beim Tischler Bettstätten, Tisch, Kasten und Kommode bestellt zur baldigen Fertigung.

„Muß doch auch sehen, was 's Neues gibt drüben", sprach des Nachbars Kathi zu ihrer Mutter, „die Crescenz und ihren Geliebten habe ich heute beim Kaufmann Tollmann im Laden gesehen, der ist Magistratsrath, sie haben gewiß die Erlaubniß erhalten, heirathen zu dürfen, und kaufen jetzt ein." „Ja, erkundige dich", sprach die Mutter mit bitter-bösem, neidischem Gesicht, „der Gerber Albert hat mich erst letzthin gefragt, ob ich noch nichts ausgekundschaftet habe." — „Herein", wurde erwidert im Hause der Braut auf ein sanftes Anklopfen an der Zimmerthüre, und mit einem vorwitzig spähenden Blicke trat Kathi in die Wohnstube der Brautleute. Es war, wie wenn ein Anflug von Reue sich in ihrem Gesichte ausdrücken wollte, als das vorwitzige Mädchen nur die alte Mutter und den kleinen Franz der Braut erblickte. „Verzeiht, Frau Nachbarin", heuchelte das zur Spionirkunst von ihrer Mutter abgerichtete Mädchen, „ich komme gewiß zur ungelegenen Zeit und halte euch von der Arbeit ab?" „O nein, meine Arbeit habe ich heute im Zimmer," entgegnete die Wittwe arglos, Kathi zum Niedersitzen einladend. Jedoch entging ihr nicht, daß Kathi blos Neugierde herübergetrieben habe. Freudig nahm das falsche Mädchen die Einladung an und freute sich schon im Innern ihres von ihrer Mutter verderbten Herzens, daß sie jetzt gewiß die Ursache heraus bekomme, warum Crescenz mit ihrem Geliebten im Laden des Magistratsraths Tollmann sei, um ihrer Mutter langes und breites davon berichten zu können. Die kluge Wittwe wußte jedoch ein Gespräch einzuleiten, das nicht im Geringsten dem Wunsche entsprach, welchen Kathi hoffte. Scheinbar unterhielt sich Kathi mit der Wittwe, nickte oft

ein Ja oder Nein des Beifalls, oder sprach kurze Sätze der Bemerkung über dieses oder jenes, was kaum Sinn auf das Bezogene hatte. Ihre Neugierde brachte sie in eine solche peinliche Lage, welches die Wittwe herzlich freute, daß letztere mit ihrer Zungenfertigkeit den Faden des Gesprächs zu einem immer größern Knäuel wickelte. Kathi, obwohl ränkevoll, hatte schon die Arbeit recht gewählt, um sich nicht beobachtend darzustellen. Sie zwang sich emsig nähen zu wollen und bückte sich gepreßt über ihr Nähzeug, wohingegen die Wittwe am entgegengesetzten Ecke des Tisches strickte, und so mit weniger Anstrengung und Aufmerksamkeit über ihre Arbeit der Zunge ungebundenen Lauf lassen konnte. „Du, Kathi, meine Mutter heirathet jetzt, da gehe ich auch auf die Hochzeit", unterbrach plötzlich der kleine Franz das Gespräch. Eine Röthe überflog Kathi's Gesicht, sie blickte auf und begegnete unwillkürlich den Augen der Wittwe. Doch schnell gefaßt liebkoste sie Franz, wie zum Danke, daß er in seiner Unschuld ihr endlich aus der peinlichen Lage geholfen habe, aus der sie sich selbst nicht heraus zu finden gewußt hätte, und sprach zu Franz schmeichelnd: „Aber das wird eine Freude werden!" Halb verblüfft zürnte die Wittwe Franz, daß er in seiner Unschuld Kathi geholfen habe, die sie gerne noch länger mit Neugierde geplagt hätte. Kathi lenkte aber gewandt das Gespräch auf eine andere Seite und fragte die Wittwe, ob denn die Hochzeit schon bald sei? Wohl konnte jetzt die Wittwe nicht mehr ausweichen; sie entschuldigte sich, daß sie nicht genau wisse, wann ihre Tochter Hochzeit halten wolle, heute seien sie zum Einkaufen fort. Kathi ließ aber nicht das Geringste merken, daß sie Beide schon im Laden gesehen habe. Wenige Worte wechselten die Wittwe und Kathi noch miteinander — und herein trat das Brautpaar mit selbstzufriedenen freudestrahlenden Gesichtern. — „So, Kathi, bist du

auch da, es freut mich, dich zu sehen," war der Gruß der Braut, die in höchst fröhlicher Laune ihre Leinwand auf den Tisch legte. — Mit behender Geschmeidigkeit machte Kathi Platz und ließ ihre grauen kleinen Augen neugierig über die Leinwand gleiten, die spitze hervorstechende Nase kontrastirte auffallend zu dem langen schmalen Gesichte, das sich den Schein des Wohlwollens geben möchte, aber eher aussah, als wolle es sich noch verlängern. Die Braut zog Kathi zu Rathe über den Einkauf, die ihren Beifall bezeugte. „Jetzt mußt du mir aber binnen 8 Tagen ein halb Dutzend Hemden machen, Kathi", sagte die Braut, welches Kathi auch versprach. Der Bräutigam verhielt sich ruhig und stille, von den weiblichen Angelegenheiten keine Notiz nehmend. „Das Uebrige, was er und ich noch brauche, mache ich selbst", sprach die Braut zu Kathi, die nur halb zufrieden, ohne ein Wort zu sprechen, dastand.

Kathi, die eine Näherin als Anfängerin war, hoffte wohl das Brautkleid machen zu dürfen, sie bekam es aber nicht einmal zu sehen, da es die Braut schon im Voraus einer besser geübten übergeben hatte. Sogleich entfernte sich das Mädchen mit der Leinwand zu Hemden, ihres Zornes kaum Meister werden könnend, mit dem Versprechen, die Hemden in der Hälfte der Zeit zu liefern, da ihre Mutter auch dazu helfen könne, laut den Unwillen verrathend, daß sie das Brautkeid nicht machen dürfe. „Das ist aber eine vorwitzige kecke Canaille, die ihren Zorn laut ausspricht", ließ der Bräutigam sich vernehmen. „Nach der wird nichts gefragt", beruhigte ihn die Braut, ich habe sie schon vorbeistreichen sehen, als wir im Laden standen, ich hab's mir gleich gedacht, die wird schon da hocken und warten, bis wir heimkommen, um ihre Spitznase und Gögelaugen überall musternd hineinwerfen zu können; deßwegen habe ich ihr einen Strich

durch die Rechnung gemacht, jetzt hat sie brav nur mit halbem Stoff für ihre Klatschereien scheiden müssen, das ist ihr größter Zorn." — Der Herr Stadtschreiber wurde befriedigt, über die förmliche Aufnahme der Brautleute Rath gehalten, der zu Gunsten ausfiel; den folgenden Tag ging man nach christlichem Gebrauch zum Hochwürden Herrn Stadtpfarrer, der die Brautleute über ihre Religion examinirte, ihnen zur christlichen Ehe zusprach, sie sollten ihre Kinder in der Religion und Gottesfurcht erziehen, ein zufriedenes glückliches Leben führen und die versprochene Treue, welche sie feierlich am Altare vor Gott und den Menschen einander geloben, pünktlich halten. Seinen Segen ertheilte er ihnen, als sie versprochen hatten, Alles zu halten, und ein halber Kronenthaler die sichtliche Mühe des hochwürdigen Herrn Pfarrers belohnte; er entließ das Brautpaar Glück wünschend. Der nächste Sonntag verkündete dem versammelten Volke in der Kirche die nahe Ehe des Brautpaares zum Erstenmale.

So wohl gefiel sich der Bräutigam in der Montur des Bürgers, daß er selbe, als sie beim Schneider fertig war, anzog, und einen Umweg beschrieb, der ihn über den Hauptplatz in die belebtesten Gassen der Stadt führte. Neugierig folgten ihm in diesem Anzuge die Augen der Mädchen und des Volkes, welches seiner ansichtig wurde und einander bald dieses, bald jenes fragten, worüber er höchst erfreut war und es seiner Braut mittheilte. Das Protokoll beim Landgerichte lautete dem Bräutigam ein Vermögen von sechs hundert Gulden zu, welches der Braut auffiel, und sie beinahe zum Sprechen der Wahrheit gedrungen hätte, wenn der Prokurator *) ihr nicht einen Wink gegeben zu schweigen. —

*) Prokurator werden in der Volkssprache die Hochzeitlader genannt, welche beim Gerichte die Eingaben machen, wenn sich ein Paar

Momentan schwieg die Braut zwar, sobald sie aber aus dem Amtszimmer war, fing sie neuerdings an zu protestiren, daß der Corridor des Gerichtshauses widerhallte. Alle Mühe und Beredtsamkeit mußte der geschäftsgewohnte Prokurator aufbieten, die aufgebrachte Braut zu überzeugen, daß es unmöglich anders sein konnte. „Sehen Sie, meine liebe Crescenz! es ist jetzt so weit gelungen, daß ihr euch verehelichen könnt, was euer ganzes Bestreben, euer eifrigster Wunsch war, und beinahe hättet ihr durch eure Unvorsichtigkeit Alles zernichtet; dieses wäre ja unverantwortlich, euch, euer Kind und euren Bräutigam so ins Unglück zu stürzen!" „Es ist schon recht, jedoch nicht gut, erwiderte die Braut, wenn ich aber mit Tod abgehe, was bleibt dann meinem Kinde, wenn sein Vermögen sechs hundert Gulden lautet, und ist und war nie vorhanden?" „Ei, wollt ihr denn gar nicht begreifen, ergriff in sichtlicher Aufregung der Prokurator wieder das Wort, er ist der rechte Vater zum Kinde, wie ihr die rechte Mutter, er wird daher seine Pflicht als Vater auch zu erfüllen wissen; denkt doch nicht schon jetzt an den Tod, bevor ihr verehelicht sei. Der Hauptzweck ist, zur Ehe zu kommen, nach dem Gesetze muß aber auch ein Vermögen von wenigstens sechs hundert Gulden für Gewerbtreibende zu Protokoll gegeben werden, sonst geht es in Ewigkeit nicht durch; versteht ihr jetzt die Sache, daß es keine Betrügerei war?" „Geschehen ist geschehen", sprach die Braut sich zufriedengebend. — Heißer Zorn glühte auf dem Gesichte Kathi's, als sie in die Stube ihrer Mutter eintrat, mit zornfunkelnden Augen warf sie die Leinwand auf den Boden des Zimmers und weinte vor Wuth. „Nun, was ist denn geschehen?" fragte

---

verehelichen will, und die auch das Volk öffentlich einladen zur Feier der Hochzeit.

ihre Mutter das erbitterte Mädchen. „Was wird geschehen sein", grillte die vor Wuth schäumende Kathi ihrer Mutter zu, stampfte vor Wuth, sprang auf und warf die Leinwand zur Zimmerthüre hinaus. „Den Fetzen könnt ihr wieder hinüber tragen, ich mache nichts daran." —

„Nicht einmal sehen durfte ich das Brautkleid, viel weniger machen — sie soll die Hemden nur auch die Näherin machen lassen, welche das Brautkleid macht. Aber ich will ihr schon daran denken, das verzeihe ich ihr Leben lang nicht!" kreischte Kathi, daß ihr der Zorn Stöße der Wuth aus der Brust preßte. „O — beruhige dich, Kathi, sprach ihre Mutter tröstend, als sie die Leinwand wieder zur Thüre herein holte und auf den Tisch legte, die ihre racheschnaubende Tochter hinausgeworfen hatte, laß dir's nicht anmerken, sie könnten den Lärm drüben hören; die wollen wir schon ein andermal bekommen, dieses vergesse ich ihr auch nicht."

Zufrieden über die rachetröstende Theilnahme ihrer Mutter, erheiterte sich Kathi's Gesicht zwar, doch mit verbissenem Grimme sah sie ihrer Mutter fragend ins Gesicht: ob sie auch das Wort der Rache in Erfüllung gehen lasse. Ihrer Tochter zuvorkommend, die so sehr gekränkt geworden, bekräftigte die alte Schlange nochmals die Worte: Ich nehme bei jeder Gelegenheit Rache und solltest du sie auch vergessen! — Kein Wort mehr darüber verlierend, besah die Mutter die Leinwand. —

---

## Die Ehe.

Der darauffolgende Sonntag verkündete zum zweiten und letzten Male dem versammelten Volke in der Kirche den Entschluß der Brautleute. Hie und da beim Nachhausekehren

von der Kirche wurden wohl bittere Bemerkungen gemacht von neidischen Mädchen oder ironische Spötteleien von den Ledigen männlichen Geschlechts. Bejahrte Mütter und alte Matronen wußten freilich auch ihre Mängel dem Brautpaare nachzuzählen, die manchmal unterbrochen wurden in ihrem gehässigen Gespräch von besser denkenden Männern. Der Tag der Hochzeitfeier kam heran. Hochschlagenden Herzens begab sich das Brautpaar zur Kirche, die Einsegnung und das heilige Sakrament der Ehe vom Priester aus zu empfangen. Nach der Kirche begab man sich ins Wirthshaus, wo bei Tanz und fröhlichem Schmause das Fest gefeiert werden solle. Lustig und munter schwang sich die Braut im Reihen, den lebendige Musik begleitete, abwechselnd, wie es gebräuchlich ist, bald mit diesem oder jenem Gast zu tanzen, welches auch der Bräutigam zu befolgen hatte. Abends kamen die Töchter und Jünglinge der Stadt, dem Brautpaare Geschenke bringend, theils auch, um ein angenehmes Rendez-vous zu haben und bei Tanz und fröhlichem Sinn Amors Pfeile in die Herzen ihrer Geliebten abzusenden. — Der kleine unschuldige Franz, welcher sich schon lange nach seinem kindlichen Begriffe auf das Fest der Hochzeit gefreut hatte und erst fünf Jahre zählte, hatte in ungebundener Freude gewiß die schönste Theilnahme an dem Feste seiner Eltern, ohne es begreifen zu können. Er hüpfte und sprang, aß und trank nach Herzenslust, bis das tückische Mädchen, welches ihn unter Aufsicht hatte, seiner überdrüssig, ihn zum ersten Opfer ihrer und ihrer Mutter Rache erkor. „Warte, du lästiger Hanak, von dir will ich bald los sein, murmelte Kathi halblaut zu dem muntern Knaben hin, als Niemand sich im Zechzimmer befand, ich soll mich nach deiner Laune schicken, so herhocken, wenn Alles hüpft und tanzt, und dir aufwarten.“ Tückisch schaute das Mädchen um, ob

Niemand sie beobachten könne, streute geschwind ein graues Pulver in das Glas Bier, welches vor ihr stund, und gab es dem erhitzten Knaben zu trinken mit den Worten: „Da, Franz, trink, daß du einen Rausch bekommst.“ Der Knabe trank mit vollen Zügen, welches dem boshaften Mädchen eine diabolische Fratze entlockte. Noch aufgeweckter, verlangte der Knabe auch wieder zu tanzen, was dem verruchten Herzen des Mädchens desto willkommener war. In schwindelnder Bewegung schleuderte sie das Kind im Reihen herum und heuchelte Gefallen, daß ihr kleiner Tänzer so unermüdet die Tour aushalte. Bald zeigten sich aber die Folgen des Giftes, welches dem harmlosen Knaben durch die verwegene Hand der Giftmischerin beigebracht worden; eine Tour noch, die Kathi mit dem Knaben herumschleudernd aushielt, genügte, ihrem berechneten Plane die Krone aufzusetzen. Uebelkeit und Erbrechen stellten sich bei dem Knaben ein, worauf derselbe entfernt und von der Mutter des Knaben befohlen wurde: Kathi solle ihn nach Hause tragen und ins Bett legen. Niemand war darüber erfreuter, als Kathi und ihre Mutter, die der Tochter diesen schwarzen Plan angab und das Pulver bereitet hatte. Mit dem Knaben bei ihrer Mutter angelangt, indem sie auf Kosten der Brautleute in der Küche des Wirthshauses eine gute Portion Schweinfleisch, Bier und Würste angeschafft hatte, übergab sie den Knaben, der in Bewußtlosigkeit war, dem rachesüchtigen alten Weibe zur Pflege. „So, junger Kracke, empfing das unmündige Kind die verbrecherische Mutter Kathi's; du sollst als Anfang gelten, bis wir eine bessere Gelegenheit haben, uns an deiner Mutter zu rächen.“ Freudestrahlenden Auges blickte Kathi ihre Mutter an, von der Bosheit dazu gereizt, daß beider Plan so gut gelungen sei. „Jetzt werde ich dir auch was zu leben holen, liebe Mutter, damit du für deine

Wärtermühe Entschädigung hast", sprach das verschmitzte Mädchen. Bald darauf kam Kathi, mit Bier und Lebensmitteln versehen, bei ihrer Mutter wieder an. „Ganz recht, meine gute Kathi, die sollen nur brav bezahlen; laß es nochmal repetiren, ich will's dann schon selbst holen, damit du dich ungestört dem Genuß der Freude hingeben kannst; munterte die vom Nächstengut raubende teuflische Seele ihrer Tochter auf. Kathi kam dem Rathe ihrer Mutter bereitwilligst entgegen, die in der Küche des Wirthshauses nochmal Bier, Braten und saures Fleisch anschaffte, mit dem Bemerken, daß es ihre Mutter schon holen werde, über welche unerhörte Frechheit die Wirthsleute zwar erstaunten, jedoch mit eigennütziger Resignation lachten und das Verlangte der alten verstockten Schlange, die mit heuchelnder Verstellung in die Küche schlich, verabreichten. „Ich kann erst nichts genießen vom Braten und sauern Fleisch, sagte Kathi's Mutter zu der Wirthin, mit verstellter Heuchelei Krankheit vorschützend. Es thut mir nicht gut, habt ihr nicht noch eingemachtes Kalbfleisch in der Butterbrühe und ein wenig Fleisch in der süßen Brühe, damit ich doch auch einen Genuß habe." „Es ist doch merkwürdig, wie unverschämt ihr seid, es ist schon wahr, mit Bettelleuten kann man nichts anfangen, wer frißt und sauft denn das Alles, was eure eben so ausgeschämte Tochter angeschafft hat, da habt ihr Beide auf acht Tage hinein zu leben; wenn ihr nicht zufrieden seid, so bekommt ihr gar nichts mehr," sagte die über die unerhörte Frechheit der alten Schlange aufgebrachte Wirthin. —

Ueber den sichtlichen Zorn der Wirthin erschreckt, bog sich die alte Kreatur halb krumm, blitzte mit rachedürstenden Augen die Wirthin an, legte die Hand auf die Brust, ein Paar trockene Keucher aus der von Bosheit verknöcherten

Brust räuspernd mit den Worten: ach! meine Brust klemmt es zusammen, wie wenn ein Krebs darinnen wäre, auch oft zieht es mir den Magen zusammen, als wie einen Geldbeutel; seid doch nicht böse, Frau, man glaubt mir's halt nicht, die armen Leute finden nirgends einen Trost; nun, der Himmel wird sich meiner erbarmen, ich will schon bei der heiligen Jungfrau und ihrem lieben Kinde recht bitten und beten für euch, Frau, damit es euch immer glücklich gehe." Die Wirthin übergab ihr die angeschaffte Mahlzeit und eine große Kanne Bier mit strengem Tone: „Da, macht, daß ihr aus meiner Küche kommt und laßt euch nicht mehr sehen." Wie zu einem Höcker des Dromedars schob die falsche hagere Böswichtin ihren Rücken in gekrümmter Stellung zusammen und empfing frohlockenden Herzens die dampfenden Gerichte mit dem Humpen Bier. Vergelte es euch Gott, sprach sie halblaut, das Gesicht der Thüre zugekehrt und geschwind wie ein Dieb hinausschleichend; im Herzen aber murmelte die Alte, noch ehe sie die Hausthüre erreicht hatte: der Teufel danke dir dafür und komme über dein ganzes Haus! Zu Hause angelangt, setzte die von Bosheit erfüllte Alte sich an den Tisch und ließ sich Braten und Bier wohlschmecken, nicht die geringste Unlust fühlend, daß ihr Magen keine Verdauung habe. „Ich will mir's schmecken lassen, junges Rabenkind, du kannst wohl schlafen, äußerte sich die Alte herzlich freuend, dem schlafenden Knaben gegenüber, mit herzlicher Gier die Mahlzeit verschlingend und dem Humpen glänzenden Auges zusprechend. Kathi, die sich jetzt ungestört dem Tanze und der Mahlzeit hingeben konnte, versäumte absichtlich, der besorgten Braut zu berichten, daß sie ihr Kind versorgt habe, bis sie die Braut fragte: „Was macht mein Franz?" „Der ist gut aufgehoben; meine Mutter hat ihn, er schläft," entgegnete tückisch Kathi. Darüber beruhigt, ahnte

die Braut nicht, in welcher Gefahr ihr armes, unschuldiges Kind schwebe. Wie verruchte Menschen oft das unverantwortlichste Verbrechen mit planmäßigen, herzlosen Absichten begehen können, die oft an unschuldigen Geschöpfen schwarze Rache auszuüben vermögen, zeugt von der verwogenen Verstocktheit des Herzens, aus dem jedes menschliche Gefühl gewichen, die unter dem bloßen Scheine der Religion Zutrauen erheucheln, welches sie nie verdienten. Unaufhörlich suchen solche Menschen, sie mögen unter dem nichtshabenden Proletariat sich befinden, oder sich in die gerechtscheinende Maske der Behäbigkeit kleiden, ihre Mitmenschen durch ränkevolle Kalfaktereien in den Schatten zu stellen. Gewöhnlich umhüllen sie ihr Thun und Handeln mit dem Mantel der Religion, stürzen aber rücksichtslos über ihre Opfer her, sie vor Volk, Geistlichkeit und Obrigkeit geheim und öffentlich zu verleumden. Gerader, offener Charakter ihres Opfers flößt nicht selten den Hinterbrachten Glauben ein, der in Schikane und Böswilligkeit übergeht, ohne daß der Verleumdete die Gelegenheit erhält, sich vertheidigen zu können oder zu dürfen.

Am gehässigsten werden Menschen verfolgt, die sich nicht dem blinden Glauben hingeben, noch sich dazu verstehen können, zu heucheln, was dem gesunden Menschenverstande zuwiderläuft. Als Freigeister, die keinen Glauben an einen Gott und Religion haben, werden solche verschrieen, eben weil das Individuum seinen Gott begreifen, ihn erkennen und dienen will, wie es der menschlichen Gesellschaft am zweckmäßigsten Gutes thun könne. Menschen! wenn ihr solche sein wollt, und bevoraus das weibliche Geschlecht, haltet eure böswillige Zungen inne und mordet nicht moralisch, das oft einen physischen Mord oder Werke der Rache, als Diebstahl, Brandstiftung u. s. w., bei einem Individuum

hervorruft, das ihr zu eurer Zielscheibe macht; darüber gereizt, steigert sich Rache und Bosheit nicht selten in dem Gemüthe des Verfolgten bis zu einer grausamen Höhe, und wer trägt die Schuld, wer die Verantwortung vor einem Richterstuhle, der nicht sichtbar, nicht mit Händen zu greifen, noch durch Geld oder verschmitztes, ränkevolles Gerede einzunehmen ist? Ihr seid es, die den Born des Lasters und der Sünde aus euren verstockten Herzen fließen lasset; die Verantwortung habt ihr einst zu bestehen, welche mit einem großen Uebergewichte euch zufällt. Bedenkt die Worte der Lästerung, bevor ihr sie ausstreut; laßt Milde treten an die Stelle der Härte und Verruchtheit; seid Menschen, die der Gesellschaft gegenseitig dienen, wie es der Schöpfer bestimmt hat, und nicht wilden, reißenden Thieren gleich, die nur die Leidenschaften wecken und mit herzlosem Grimme einander zerfleischen. — Doch nicht ganz ohne Störung lief das Fest der Hochzeit ab. Von Bier und Wein erhitzt, geriethen einige junge Burschen, durch Tanz und die schrillende Musik noch beweglicher gemacht, in Streit, der manchmal den Reihen störte, wie es bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich der Fall ist. Trotzend sang eine Partie der andern zu, bis Eifersucht den unterdrückten Zorn fahren ließ und es zur Schlägerei kam, wobei freilich die löbliche Polizei durch Gendarmen und Polizeidiener sich vertreten ließ, die jedoch alle Mühe und Kraftanwendung brauchten, um die Ordnung wieder herzustellen. Besonderes Gefallen fanden die Mädchen daran, wenn die beleidigte Liebe oder persönliche Eifersucht an ihren frühern Geliebten durch eine derbe Durchprügelung gerächt wurde. Selbst das zarte Geschlecht unterließ nicht, einer neuen Geliebten ihres frühern Liebhabers in die Haare zu greifen, daß die Haare in den Händen blieben und sich haufenweis auf dem Tanzsaale herumbalgten, bis eine mitleidige

Schutzwache die erbitterten Kämpferinnen auseinander riß, das eben nicht so leicht ging. Wenn ein solches Mädchen schon handgreiflich auch zum Trotze einen neuen Liebsten umschlang, der freilich nur zur Aushilfe diente, konnte sich das empfindliche Mädchen doch nicht beruhigen, wenn sie eine Rivalin an der Seite solch eines Helden erblickte. Oft bildeten die Tanzenden einen Knäuel, der durch das Fußunterstellen eines Rächenden gebildet wurde, welcher Schuldige wie Unschuldige 'zusammenwarf, daß Alles darüber in helles Gelächter ausbrach; beschämt erhoben sich diejenigen, welche oben waren, während die Untern, die sich auch auf die Füße stellen wollten, mit possierlichem Zappeln das Gelächter nur noch erhöhten. Aber allgemeine Wuth überkam dadurch die Gefallenen und durch den verbissenen, höchst beschämten Grimm der Tänzerinnen, welche dadurch gezwungen waren, ihre Waden oder Schenkel unfreiwillig der Schau Preis zu geben oder einen schwerfälligen Kuß einer wohlbeleibten Frau hinzunehmen aufs Geradewohl, der höchst unsanft die Zähne der Schönen in Gefahr brachte, verursachte den eiteln Kindern eine Wuth, die Feuer und Flammen sprühte. Ungeachtet rannte die beleidigte Partie beiderlei Geschlechts auf die Stehengebliebenen los, als wenn zum Sturm geblasen würde. Dadurch kamen Frisur, Spitzen und Kleider in ein Verhältniß, das wieder zu ordnen aus dem carricaturischen Wirrwarr, die ganze Fähigkeit der Putzgenies in Anspruch nahm. Ringe, Uhren, Geld und Schmuckpretiosen von Gold oder Silber bestreuten den Tanzsaal, wo es auch Leute gab, die im Aufsammeln eine gewisse Fertigkeit hatten; darunter gehörte auch unsere in dieser Industrie gewandte Kathi. Schlau, wie eine Schlange, wußte sie sich begünstigt durch die Nacht aus dem Gedränge herauszuwinden mit ihren schnell gesammelten Kleinodien, zu ihrer

Mutter nach Hause eilend. Die Mutter, welche solche Aufzüge schon erwartete und ihre Tochter auf diese Praxis aufmerksam gemacht hatte aus ihrer selbst früheren Praxis, war schnell bei der Hand, dem saubern Töchterchen die Anfwartung zu machen. „Ich habe meinen Vogel schon gefangen, sprach Kathi, im Auskramen von goldenen und silbernen Uhrkettchen und Gehänge, die theils abgerissen, theils ganz waren; da habe ich auch ein Paar Uhren verwischt, Ohrringe, Ringe und sogar der Braut ihren Ring, die auch einmal zum Fallen kam", mit einer selbstzufriedenen Miene über ihren glücklichen Fund, die frohlockende Schadenfreude verrieth, wie man sie kaum in dem Räuberleben antrifft."

„Nun, wenn du nur den Brautring hast, grunzte voll teuflischer Bosheit die alte Hexe — Kathi's Mutter — höchst zufrieden und die Tochter über alles Lob erhebend; dabei funkelten ihre Augen vom wilden Feuer der gewählten Rache gleich den Augen eines gierigen Wolfes, der heißhungrig seine Beute unter seinen Tatzen verzehrt. Wer die Alte in dieser Stellung, von dem unheimlichen Feuer ihrer Augen getroffen, mit vom Biere hochroth gefärbter Nase, den verbissenen Lippen und der zum Fluche erhobenen Hand gesehen hätte, würde sich bekreuzigt und das Genick an sich gezogen haben, um geschwind sich aus ihrem Bereiche zu entfernen. Kathi, schon gewöhnt an das Laster und die Bosheit, fühlte sich eher bestärkt, als daß sie eine Ahnung von bebender Furcht empfand, welche nach ihrem Alter in einem zarten jungfräulichen Herzen hätte erstehen müssen. Aber es gehörte ihr auch nicht mehr, so jung sie noch war, der Name Jungfrau; ihre Mutter hatte sie schon längst zum Dienste buhlerischer Koketterie abgerichtet, der sie auch mit ganzer Seele nachhing, wo sie ohnehin

nichts zu scheuen hatte, wenn die Tochter junge oder bejahrte Männer nächtlicher Weile ins Haus brachte, im Genusse geiler Lust mit der Tochter zu schwelgen. Wenn's nur gut bezahlen, war der Grundsatz der Alten, für die Jungfrauschaft habe ich ja ein Rezept, das sie so gut weiß, wie ich, war der Trostschluß.

„Ja, den Brautring, sprach die Alte zu sich selbst, als Kathi sich wieder entfernt hatte, um vielleicht nochmal einen guten Fang zu thun, sei es, auf welche Art es wolle; wenn Einer ins Garn geht, das ich fest hoffe, bin ich auch zufrieden, ermunterte Kathi sich selbst unterwegs. Die Alte mit immer mehr herzloser Freude, den Ring zwischen den Fingern haltend: „der werde ich den Segen bauen und Fluch und Verderben soll an seine Stelle treten, weil ich nur den Ring hab', mit dem kann ich Alles durchführen.“ Geschwind war der Kalender bei der Hand und Walburgis-Nacht gesucht; ergötzliche Freude, mit rachesüchtiger Tücke gepaart, malte sich auf dem Gesicht der alten Hexe, als sie sah, daß das Werk der Rache nicht mehr so lange anstehen könne. Die Mutter der Braut hatte schon beim beginnenden Abend sich nach Hause begeben voll Besorgniß um Franz, den sie bei der heimtückischen Nachbarin, die ihr Bedauern gar nicht genug auszudrücken vermochte, daß Franz erkrankt sei und somit der Genuß der Freude für die Großmutter unterbrochen werde, abholte. Mag ein gewisser Instinkt oder eine unerklärliche Ahnung die Großmutter befallen haben, sie übernahm dankend den Kleinen und brachte ihn zu Bette, der noch immer schlief, als wolle er den Todesschlaf schlafen. Natürlicher Scharfsinn, der dem Weibe unbestreitbar eigen ist, ließ in der Großmutter den Verdacht erwachen: dem Kinde ist gewiß etwas geschehen, den ihr christlicher Sinn zwar wieder unterdrückte, sie aber doch nicht beruhigen konnte.

Sei es der natürliche Magnetismus, der die Nerven der Großmutter beim Empfange des Knaben von der Alten berührte, oder das Fluidum der Elektrizität, das vom negativen Pole zum positiven Pole übersprang; als die Großmutter mit fragend harmlosem Blicke die Augen der alten Nachbarin suchen wollte, schlug die Alte ihre Augen nieder, aus denen ein unheimliches Feuer, gleich dem schwachen Leuchten des Blitzes in dunkler, schwarzbewölkten Nacht fuhr. — Die Glieder der Großmutter fingen an zu zittern und durchlief ein rieselnder Schauer, daß sie Mühe hatte, den Knaben, der doch fest und ruhig schlief, in den Armen zu halten. Noch nicht zehn Uhr hatte die Stadtuhr den Einwohnern verkündet, als die Brautleute auch zu Hause waren, des Tumults überdrüssig, der immer mehr ausartete. Höchst traurig sah die hoffnungsvolle Braut ihrem Geschicke entgegen, welches sie in diesem neuen Stande treffen sollte. Wohl bot der Bräutigam und der Prokurator, der bei solchen Gelegenheiten die Brautleute nach Hause begleitete, ihr Möglichstes auf, die Braut zu beruhigen und aus ihrer mißgestimmten Laune zu erheitern, doch der Brautring, der schon im Wirthshause eine allgemeine theilnehmende Recherche verursachte, ließ der Braut einen Zweifel übrig, der im Zusammenhange mit dem Knaben Aberglauben in ihrem Herzen befestigte, ohne einen bestimmten Verdacht fassen zu können. „Wenn den ersten Tag meiner Ehe schon solche Unglücksfälle vorkommen, was wird die kommende Zeit über mich bringen!" sprach die Braut mit einem prophetischen Tone, der ihr gepreßtes Herz einen nie geahnten Schmerz fühlen ließ. Der nächste Vormittag brachte Franz zum Erwachen, aber zu was für einem Erwachen! — Der Kleine sprang hastig vom Bette auf, verlangte zu trinken, da er über brennenden Durst klagte, konnte sich aber nicht auf den Füßen halten,

sondern taumelte gleich auf dem Boden des Zimmers nieder, sperrte die Augenhöhlen weit auf, aus welchen gläsern die Augen starrten, verschlang mit Begierde in vollen Zügen das Wasser, welches ihm dargebracht wurde, und umschlang seine Mutter krampfhaft, die ihn liebreich vom Boden des Zimmers auf ihre Arme genommen hatte; sprach einige nicht zusammenhängende, unverständliche Worte, und suchte seine kleinen Händchen in der Mutter Fleisch zu graben unter den krampfhaftesten Bewegungen des Leibes, so daß man Mühe hatte, das Kind von der Mutter zu bringen. Augenblicklich wurde der Arzt gerufen, der beim Eintreten ins Zimmer schon erkannte, was dem Kinde geschehen sei. Er ließ gleich Milch warm machen, für solche Fälle schon bereitetes Pulver in der Apotheke holen, gab es dem Knaben selbst ein und erwartete sein Erbrechen, das der kluge Arzt sammeln ließ und zur chemischen Untersuchung mitnahm, und gab dem Knaben noch ein paarmal ein; fragte vor dem Weggehen die Eltern des Kindes über die nähern Umstände, schrieb solches auf und schwieg aus Zartgefühl für die Mutter; ob sie ihn gleich mit ängstlichen Fragen bestürmte, gab er ihr ausweichende Antworten und beruhigte sie: bei dem Knaben sei jetzt keine Gefahr mehr vorhanden, er habe sich nur etwas überfüllt, das im Magen des Knaben liegen geblieben und in saure Gährung übergegangen sei, deßwegen habe er so krampfhafte Schmerzen gehabt. Unwillkürlich preßte sich aber ein Schrei aus der beklommenen Brust der Mutter: „Ja — Gift! — Gift! — Vergiftet ist mein unschuldiges Kind worden, ich hab's doch errathen, wenn Sie gleich nicht heraus wollen mit der Sprache, Herr Doctor!" und vertrat dem Physikus den Weg, wie eine rächende Gottheit. Unvorbereitet überfuhr den Arzt ein Schrecken, der ihn beinahe gezwungen hätte, die Wahrheit zu sprechen, wenn seine Geistesgegenwart ihm nicht aus der

Schlinge geholfen hätte. „Zu was brauchen Sie das Gespieene mitzunehmen,“ schrie die Mutter, „wenn es nicht so wäre?“ Der Arzt gab ihr aber vor, er müsse die Speisen und Getränke untersuchen, welche der Knabe genossen, sie können schon längere Zeit liegen und es könne sich Blausäure darin entwickelt haben, das freilich auch Gift sei, aber Niemand dafür könne. Sogleich glaubte die Mutter des Kindes, auch ein Zwicken im Bauche verspüren zu müssen, als sie die Worte des Arztes vernahm. Der Doctor, froh über den glücklichen Eindruck, den er auf die Mutter gemacht hatte, verordnete ihr, gleich auch süße Milch warm zu machen und zu trinken, bis sie meine, das Zwicken lasse nach. Der Arzt sah nach ein paar Tagen nach dem Kinde, das wieder froh und wohlgemuth seine frühere Laune erhielt. Die jungen Geschäftsleute verscheuchten zwar den Kummer durch gegenseitige Harmonie, die sich so süß träumend in den Flitterwochen einstellt; aber der Mutter des Kindes entging doch nicht der Eindruck ganz, den das Mißgeschick am Hochzeitstage herbeigeführt hatte. Geheimen Verdachts grollte sie der alten Nachbarin und ihrer Tochter, ohne es sich jedoch merken zu lassen. Verständiger scheinend als die Gerberin, suchte ihr Mann den Verdacht in dem Herzen seiner Frau zu verbannen, mit klugen Worten sie zu überreden, daß durch eine solche ungewisse Muthmaßung nur Zwist und Hader in der Nachbarschaft hervorgerufen werde, der die Gemüther erboße, wodurch Feindschaft und Haß entstehen, die nicht selten zur Rache ausarte, wo nur getrachtet werde, Geschäftsleuten, die ein offenes Gewerbe treiben, zu schaden. Mit der größten Aufmerksamkeit, zu der die Alte und ihre gleichschlechte Tochter Ursache hatten, begegneten Beide der Familie des Gerbers, und besonders seiner Frau, mit einer solchen Zuvorkommenheit und Freundlichkeit, die den Verdacht vollends aus dem

Herzen der gutmüthigen und wenig von der Welt und ihren Ränken bewußten Gerberin ausrottete. Selbst beschämt sprach die Gerberin eines Tages zu ihrem Manne: „Offen muß ich dir jetzt bekennen, daß es mich herzlich reut, die Nachbarin und ihre Kathi in Verdacht gehabt zu haben, als wenn sie Beide die Schuld trügen an meinem Unglücke am Hochzeitfeste. Der Verdacht ist ein Schelm, und unaufhörlich, wie ein nagender Wurm, nagt er dem Menschen am Herzen; wie könnten Beide mir so aufrichtig und freundlich unter das Gesicht treten, so weit läßt sich die Verstellung nicht treiben; ich blickte ihnen schon mit durchforschenden Augen in's Gesicht und sie konnten meinen Blick ruhig aushalten; wahrhaftig, ich konnte ihnen die Unschuld aus dem Gesichte lesen, wären sie schuldbewußt, so müßten sie sich eher zurückziehen, als mir mit wohlmeinender Freundlichkeit zuvorkommen.“ Zufrieden mit dieser Selbstüberzeugung seiner Frau, ließ der Gerbermeister ihr Alles gewähren, was sie nur wünschte. Beide Eheleute arbeiteten in schönster Harmonie zusammen, so stark als es ihre Kräfte erlaubten, lebten froh und vergnügt miteinander, da das Geschäft auch seinen guten Fortgang nahm, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Munter sprang und hüpfte der hoffnungsvolle Knabe bald dem Vater entgegen, bald sinnig plaudernd der Mutter zu, sie über dieses oder jenes mit Fragen zu bestürmen, das der Arbeit und dem Lebensverhältnisse der Eltern eine angenehme Würze verlieh. — So ungestört dem Glücke der neugegründeten Familie mitanwohnen zu müssen, steigerte den Aerger der böswilligen Nachbarin und ihrer Tochter zu einem Grade, den sie kaum auszuhalten vermochten. Die Zunft der Gerber sah mit neidischen Augen auf den erfolgreichen Geschäftsgang des neuen Zunftgenossen, waren daher einstimmig verbunden, bei jeder Gelegenheit den „Ungar“, wie sie den neuen Mitmeister

gehäßig nannten, in Mißkredit zu bringen oder zu seinem Nachtheile zu reden und zu handeln; besonders hatten es zwei Meister der Zunft darauf abgesehen und es zu ihrer völligen Aufgabe gemacht, den „Ungar" zu ruiniren, worunter sich der Gerber Albert befand. Die Walburgis-Nacht kam heran, Niemand frohlockte mehr, als die alte Hexe und ihre Tochter Kathi, die kaum den Abend erwarten konnten. Den Tag über wurde von der Alten und ihrer Tochter, die in die Geheimnisse ihrer Mutter eingeweiht werden sollte, Alles hergerichtet, um ungehindert das Werk der Hölle durchzuführen. Noch ehe die Mitternachtsstunde herbei kam, traf man die alte Hexe und ihre nicht minder charakterisirte Tochter schon am Herde der Küche ihres Hauses. Unter Zauberformeln, die ihre Tochter nachsprechen mußte und die Alte wiederholte, bildete die Alte den Zauberkreis, der ovalrund aus sieben Todtenköpfen jeden Alters und Geschlechts und dreimal neun gekreuzten Gebeinen von Armen und Schenkeln, paarweise gekreuzt, und den zwölf Zeichen des Thierkreises, Sonne und Mond mit noch hieroglyphischen Zeichen der alten Aegyptier, sieben Eigenschaften der Ursprache der Menschen vorstellend, Alles aus den Gebeinen der Todten gefertigt. Als der Kreis fertig war, kleidete sich die Alte aus, welches sie ihrer Tochter ebenfalls befahl, und sie stiegen ganz nackt mit den Worten in den Kreis: „Hölle, leihe deine Macht unserm Amt und dem Verein der Schwesterschaft!" Als Beide im Kreise waren, nahm die alte den Zauberstab, der von Magneteisen war, worauf eilf Zeichen der Himmelskörper eingeprägt waren, sprach dreimal den Kraftspruch der Hölle und ihres Bündnisses über sich und ihre Tochter aus, indem sie den Stab nach allen vier Himmelsgegenden, über Beider Köpfe, der Tochter Brust, Füße und Schaam schwang, die Tochter an jedem der besagten Theile noch besonders berührend. Nahm

einen Krug und Schaale, die hohes Alterthum wie antikes Aussehen verriethen, aus dem Kreise, goß die in dem Kruge enthaltene Flüssigkeit in die Schaale und reichte es ihrer Tochter zum Trinken dar, worauf sie sich auch einschenkte unter dreimaligem Wiederholen des nämlichen Experimentes. Jetzt nahm die Alte die gekreuzten Kochlöffel, welche vor ihr im Kreise lagen, gab der Tochter einen, schüttete von der Flüssigkeit, die so eben Beide getrunken hatten, etwas in die Schaale, welche auch antike Form hatte, berührte sie mit ihrem Zauberstab unter den Worten: Licht und Feuer, erschein' geschwind, wärm' das Herz von meinem Kind! Wo sogleich eine roth und blaue Flamme aus der Schaale schlug, von einem unheimlichen Knalle begleitet, der die neueingeweihte Tochter beinahe außer Fassung brachte. „Belzebub soll immer wachen, bis dem Kind gelungen ist — zu verrichten ihre Sachen, nach der Linie, nach dem Kreis, auf der Mutter ihr Geheiß." — „Furcht und Schrecken sei gewichen; Kraft und Stärke kehre ein in das Herz des Töchterlein!" „Mephistopheles, deine Macht, sei durch Faustus ihr gebracht; Luzifer, o Fürst der Hölle! du die Fahrt ihr selbst erwähle, und mit sicherem Geleit steh' die Oberin bereit!" —

Die Schaale, welche die Tochter zu regieren hatte, stund auf dem Todtenkopfe eines Kindes, welcher im ovalen Kreis den Nadir bildete. Die Tochter mußte beständig in der Schaale, welche ihr zur rechten Hand, stund dreimal rechts und dreimal links umrühren, dann neunmal rechts und neunmal links, zuletzt eilfmal rechts und eilfmal links, so wieder von vorn anfangen und fortfahren, bis es zwölf Uhr schlug. Die Mutter hatte in der linken Hand auch einen Kochlöffel, welche vom Holze des Affenbaumes waren, in der rechten den Zauberstab, unter den halbpoetischen Zauberworten schwingend, womit sie der Tochter Kopf, Zehen, Brust, Schaam berührte,

von dem Zaubertrank der Begeisterung entflammt, die eine Wirkung hervorbrachte, als wenn sie in höchster Erektion schwelgender Lust sich befände, so daß der Schaum mit wuthartigen Grimassen und wollüstigen Zuckungen vermischt, vor jeder Oeffnung ihres Körpers stund. Jetzt löste die Alte die Haare der Tochter und die ihrigen, daß sie wirr vom Kopfe über die Schultern hingen, goß von der Flüssigkeit auch in die ihr zur Linken stehende Schaale, welche auf dem Todtenkopfe eines alten Greises stund, der den Zenith im ovalen Kreis bildete, entzündete die Flüssigkeit ebenfalls durch Berührung mit dem Zauberstabe durch die Worte: „Licht und Feuer, erscheine schnell, das ich zur Lust und Freud erwähl'!" Unter einem donnerähnlichen Gekrache erschien auch gleich Feuer, das mit gelber und grüner Flamme aus der Schaale schlug. Beide rührten mit wüthender Anstrengung in den Schaalen, daß das Feuer mit hellem Geknister, als wenn es Zorn verrathen wolle, aus denselben sprang und eine magische Beleuchtung, wovon die ganze Küche in Flammen zu stehen schien, hervorbrachte. Kurz vor zwölf Uhr goß die Alte in eine Schaale, die vor ihr im Kreise stund, vollends den Rest der Flüssigkeit aus dem Kruge, die aus Menschenblut bestand, entzündete die Flüssigkeit durch den Zauberspruch mit dem Zauberstabe: „Feuer der Hölle, laß die Flamme mit dem Fluch der Rache kommen, bis der Tod das Opfer löset!" Mit schrecklichem, das Haus erschütterndem Getöse brach die Flamme aus der Schaale hervor, von einem Schwefelgeruche begleitet und einer dunkelrothen Farbe, die eine solche intensive Hitze verbreitete, daß der Schweiß Beider in großen Tropfen herabrann. Den verhängnißvollen Ring vom linken Zeigefinger ziehend, rief die Alte den Fluch mit den Worten über ihn aus: „Fluch und Segen will ich geben, wie's gelegen, wie's gelegen, wie's gelegen", in den die Tochter unwillkürlich ein=

stimmte; sie warf den Ring in's Feuer der vor ihr stehenden Schaale, worauf eine lichterlohe Flamme, von dem angenehmsten Wohlgeruche begleitet, bis über den Kamin hinausschlug.

Die Alte rührte wieder eifrig in ihrer zur linken Seite stehenden Zenithschaale mit dem Kochlöffel, den Zauberstab schwunghaft regierend, womit sie unter gesangähnlichem Gemurmel Kreise und Contre-Kreise in der Luft beschrieb. Die Tochter sang, von dem Feuertrank der Zauberei begeistert, zur wilden Poesie hingerissen, das ihren wollüstigen Nervenkitzel noch erhöhte, und begann einen untaktmäßigen Tanz, der, begleitet von Grimassen und lüsternen Zuckungen, sie die fratzenhaftesten Stellungen machen ließ.

„Amor, laß die Pfeile schwirren,
Venus ist mir hold geneigt,
Feuer der Liebe will verspüren
Nun mein Herz seid ew'ger Zeit.

Soll die Hölle mich empfangen
Vor dem Ziele einer Lust? —
Die mein sehnlichstes Verlangen,
Fließen macht die Mädchenbrust.

So will ich den Born genießen,
Der in feuriger Liebe schwelgt,
Schon seit Eva's Fall thut fließen
Und die Menschheit eifrig hegt.

An der Quelle zu erliegen
Leih' mir, Hölle, neue Kraft,
Daß in süßer Lust sich wiegen —
Deiner Tochter Muth verschafft.

Dann, o Götter alter Heiden,
Will voll Lust und Lieb mein Herz
Sich am Feuer der Liebe weiden! —
Und voll Seligkeit und Scherz —

Euch der Opfer viele bringen,
Wie's gelingt und wie's gedacht,
Munter stehen bei Gesängen:
Sprechend von der Liebe Macht."

„Töchterlein brav und gut, jetzt sehe ich der Mutter Blut", ermunterte die alte Hexe ihre durch rasende Geberden und Sprünge berauschte Tochter. Kaum war der letzte Schlag von Mitternacht verklungen, fuhr unter schrecklichem Donner die losgelassene Macht der Hölle vom Kamine in die Küche herunter, umgaukelte unter Fratzengestalten den Zauberkreis, als wollten sie dienstfertig die Befehle erwarten, welche vom Munde der Alten erschallen sollen.

Ein unvergleichlich schöner Jüngling saß in luftiger Bequemlichkeit auf einem Höllenhunde, der ihn schwebend in den Kreis trug, worin der Jüngling abstieg; sich der mit Beserkerwuth besessenen Jungfrau näherte und sanft seine Arme um ihren freien Nacken schlang. Wie vom elektrischen Schlage gerührt, sank die aufs höchste aufgeregte Jungfrau, die sich dem Dienste der Wollust geweiht hatte, wonnetrunken an das Herz des schönen Jünglings; der mit seiner zarten Beute, voll Lust und Leben, seinen dienstbaren Geist wieder bestieg und in ihrem Schooße taumelnd mit Sturmeseile davon fuhr. „Im Wiederschein des Mondes sehen wir uns wieder, gute Fahrt!" — rief die Alte der Jungen nach, setzte sich ebenfalls auf einen Höllenhund und hinaus ging's beim Kamine, daß der Schlot zu zerbersten drohte. Mit dem

Leuchten eines Blitzes waren Beide auf dem Blocksberge angekommen, wo sie schon die ganze Versammlung von Hexen und Geistern fanden. „Laßt uns hoch das Fest heut' feiern, die neue Schwester sei eingeweiht, — zum Tanze des Vereines eilen, der ihr Schwesterschutz verleiht" — sangen Alle einstimmig, als die junge Hexe mit ihrer Begleitung ankam. Unter den ausgelassensten Tänzen, mit mehr teuflischen Lüsten als je ein Mensch auszuführen vermag, mußte die neuangekommene Hexe sich im Kreise produziren, bald unter den hinreißendsten Stellungen zur einladenden Pantomime übergehen, bald den konvulsivisch rasenden Contretanz ausführen, der mit schmachtenden Geberden die überschwengliche Wollust der Tanzenden zu verkünden hatte. Ueber alles Lob erhoben von der Schwesterschaft, begann der dem Sturmwind kaum vergleichbare Hexentanz, wo die Junge sich dem Chore anschloß.

War dieser beendigt, überließ die Schwesterschaft ihre Neuangehende dem schönen Jünglinge, welcher sie gebracht hatte; der seiner Schönen die angenehmsten Tänze der Lust und Freude vorsprang, daß sie abwechselnd Beide bald allein, bald vom übernatürlichen Reize getrieben, mit einander forttrieben, bis die zuckende Lust ihrem Körper nicht mehr weitere Kraft verlieh und sie sinnenberauscht voll Wonnebegierde zu den Füßen ihres schönen Jünglings niedersank, — der desgleichen, schwelgende Orgien feiernd, sich an ihren Busen warf. Gruppenweise umgab sie die Schwesterschaft mit wohlgefälligem Lächeln. Die Morgendämmerung brach heran, ohne daß die junge Hexe in ihrem Uebermaße von Lust und Freude befriedigt werden konnte, die Schwesterschaft rief zum Aufbruche, den der rasende Veitstanz beschloß. — Die Althexe der Schwesterschaft nahm das Wort, zur Treue und Einigkeit ermahnend.

„Unser Bund sei ewig neu,
Hölle, dir ist gut und treu
Das ganze Chor der Schwesterschaft;
Darum verleihe uns nur Kraft!

Schwester jung, sei wohlbedacht,
Die Kreise zu beschreiben,
Und habe auf den Zauber acht,
Er wird dir Gunst verleihen.

Lebt wohl! auf baldig Wiedersehen!
Eine soll für alle stehen. —
Unser Bund ist fest geschützt,
Auf der Hölle Macht gestützt!“ —

Sang das ganze Chor, und mit allen vier Winden stoben wirbelnd bie Hexen auseinander. — Der nächste Morgen fand Kathi im Bette. Traurig schlich die Alte zur Familie des nachbarlichen Gerbermeisters, ihre Noth laut klagend: „daß ihre Kathi heute Nacht ein Fieber befallen habe, sie wisse jetzt vor Noth nicht wo aus und wo ein.“

Die Frau des Gerbers zum Mitleiden bewegt, gab ihr Mehl und Eier, sie solle einstweilen eine eingelaufene Suppe machen; eine kräftige Fleischbrühe werde sie selbst hinüber bringen, um nach der braven Kathi selbst zu schauen. Von der durchschwelgten Nacht hatte Kathi ein Aussehen, das an den Tod erinnerte; der Rausch des übermäßigen Vollgenusses hatte ihre Nerven so ermattet, daß sie in halb leichenähnlicher Kraftlosigkeit im Bette lag, als könnte man ihr Lebenslicht durch einen kräftigen Hauch ausblasen. Schwach, gebrochen und tonlos ließ sich Kathi's Stimme vernehmen, als die Gerberin sie besuchte und sich nach ihrem Befinden erkundigte;

mit noch erkünstelter Verstellung ließ die krank scheinende ihr Athemholen vernehmen, das mit solcher Schnelligkeit sich wiederholte, wie wenn das Blut mit zehnfach stärkerm Laufe sich zum Herzen drängen wolle; die Gerberin darüber sichtlich besorgt, befahl der Mutter: sie solle doch den Doktor holen! Der Arzt kam, fühlte die Puls der Patientin, schüttelte mit dem Kopfe, welches dem Sohne Aeskulaps in höchst widersprechendem Contraste von seiner geübten Praxis stund: daß die Kranke so schnell und stark schnaufe, die Puls aber langsam und ermattet schlage, welches doch den trägen Gang des Blutes anzeige. Mit einem durchbohrenden Blicke sah der nicht zu täuschende Arzt die Kranke an und sprach: „Eure Krankheit liegt mehr in der Einbildung, Ruhe ist für euch die beste Medizin; ich will jedoch für den Glauben etwas verschreiben.“ Noch ein paar Tage hütete Kathe das Bett, dann war sie wieder genesen. Jetzt mußte aber die Geise herhalten, welche die Familie des Gerbers besaß. Dieses arme Thier wurde von den zwei Hexen nächtlicher Weile geritten, daß es täglich an Kraft abnahm, weniger Milch gab und endlich eines schönen Morgens ausgestreckt auf der Streue lag; welches die Familie dem Verleidet sein an Lebenslust zuschrieb, das solche Thiere befalle. Ohne besondere Störung nahm das Geschäft des Gerbers einen immer bessern Aufschwung, Jahre vergingen, ohne daß die geheimen oder öffentlichen Feinde der Familie einen namhaften Schaden zufügen konnte. Dem Gerber genügte jedoch dieser natürliche Geschäftsgang nicht, er wollte es so weit bringen, daß er seine Gerberei in einem großartig ausgedehnten Maßstabe betreiben könne, und was soll dazu verhelfen? — die Lotterie. — Heimlich setzte er in die Lotterie, was oft die Kräfte des im Schweiße ver-

dienten Profits überstieg. Bei solchen Gelegenheiten fehlte es nicht an dienstbaren Geistern, die die Leidenschaften des Thoren würdig zu nähren verstunden. Bei ähnlich gesinnten Menschen fand sich unser Gerbermeister ein, die oft in Gesellschaft setzten, um den Gewinn sicherer zu treffen. So fand sich denn eines Tages heraus, daß die Frau des Gerbers einen ganzen Büschel Lotteriezettel in den Taschen ihres Mannes fand. Mit Wehe und Zetergeschrei erhob sie sich, ihrem Mann die strengsten Vorwürfe zu machen, der sich in der Werkstätte befand. Doppelt beleidigt, daß er sie hintergehe — was das Weib zu einer Furie macht, wenn sie überzeugt ist von einem falschen Betruge des Mannes — ließ sie in der ersten Hitze, welche ihren Mann traf, Worte fahren, die wie spitze Pfeile sein Herz treffen mußten. „Falscher, heimtückischer Lump! jetzt weiß ich, wo das Geld hinkommt — denn sie bemerkte schon längst, daß das Einkommen trotz dem guten Geschäftsgange sich nicht vermehren wolle, mit dem dem Weibe eigenen klugen ökonomischen Scharfsinn; daß irgendwo ein unregelmäßiger Abfluß stattfinden müsse —, jetzt aber vergewissert, hielt sie ihm die Handvoll Lotteriezettel vor, zerriß sie in ihrer höchst feurigen Wuth, und warf sie schimpfend vor seinen Augen ins Wasser. Dieses war das erste Signal zu einem andern Aufzug. Der überraschte Mann stund anfangs wohl beschämt und verblüfft da, als er aber sein vermeintliches Glück zerreißen und ins Wasser werfen sah, stieg ihm der Zorn ins Gesicht, daß er feuerroth wurde. „Canaille!“ fuhr er sein Weib an und warf sie in den Brunnen kopfüber. „Hi — !“ ertönte ein schriller Schrei des hilflosen Weibes, der den Nachbar Gerber Albert herbeirief. Geschwind faßte der Mann seine Ehehälfte und zog sie aus dem Wasser, um sie vor dem Ertrinken zu retten. In demselben Augenblicke stund

aber der durch den Schrei herbeigelockte Gerber Albert und die Schwiegermutter des Gerbers hinter ihm, einen höllischen Lärm machend, der noch mehr Leute aus der Nachbarschaft dazu lockte. Der Gerber Albert nahm das ohnmächtige Weib auf seine Schultern, trug sie in das Zimmer ihres Hauses und legte sie aufs Bett; dann riß man ihr die Kleider vom Leibe, und durch Bürsten an den Fußsohlen und Reiben mit wollenen Tüchern an dem Körper wurde die Mißhandelte wieder ins Leben zurückgerufen. Aengstlich sprang ihre alte Mutter mit scharfen wohlriechenden Essenzen bei, um ihre Tochter damit zu stärken, die nach und nach wieder zum Bewußtsein kam. Im ersten Momente stund der Gerber wie versteinert da — sobald er aber seine Fassung wieder erlangte, verließ er die Werkstätte und suchte seinen Freund, den Färbermeister Möser auf, bei ihm Rath zu holen. „Willkommen, Herr Schwager, begrüßte ihn der zunftbefreundete Färbermeister; was ist Ihr Begehren?" — Niedergeschlagen verrieth der Schuldbewußte die Angst, welche sein Gewissen belästigte, erzählte: daß er im aufwallenden Zorn sein Weib in den Brunnen geworfen habe. Die Ursache sei, daß sie die Lotteriezettel gefunden habe, ihn darüber arg schimpfte und die ganze Lotterie vor seinen Augen zerriß und ins Wasser warf: ich konnte mich nicht fassen und warf sie ohne mich lange zu besinnen auch hinein. „Ja, ist sie jetzt hin?" fragte betroffen der Färber. Nein! war die Antwort des Gerbers, ich zog sie augenblicklich wieder heraus, aber sie gab kein Zeichen des Lebens von sich; der Teufel führte noch den Gerber Albert — meinen Erzfeind — und die ganze Nachbarschaft herbei, wie wenn sie Alle bestellt gewesen wären. „Ha — da laßt's nur gut sein, Herr Schwager! Da wollen wir bald gewissen Grund haben," beruhigte ihn der Färbermeister. — „Frau! — Frau! —

— Ja! — tönte es von oben herunter. Da komm geschwind herunter! — Gleich werde ich erscheinen, Mann! — Alsbald kam die Frau des Färbers in die Werkstätte ihres Mannes; den Gerber erblickend, sagte sie im Scherz: „So, Herr Schwager, haben Sie schon wieder einen guten Traum geträumt?" den sie zu auslegen glaubte, weil sie im Besitze eines Traumbuches war. Verstört sah sie der Gerber an, ohne ein Wort zu sprechen. „Jetzt merk auf, meine Liebe!" nahm der Färber das Wort, „du gehst jetzt zu unserm Herrn Schwager hinunter und läßt dir zehn Pfund Allaun geben — ohne zu verrathen, daß der Herr Schwager bei uns ist — gib aber fein Obacht, was seine Frau macht." Gewohnt, ihrem Manne zu gehorchen, vollzog sie den gegebenen Befehl — nur zog sie sich noch geschwind an. — Kaum konnte der Gerber ihre Rückkunft erwarten, voll Unruhe stieg er in der Werkstätte des Färbers auf und ab, in sich selbst versunken, wie einer, den eine böse That nicht ruhen läßt. „Wenn auch alle Stricke reißen, sprach tröstend der Färbermeister zu ihm, so unterstütze ich Sie mit Geld und verhelfe Ihnen zur Flucht, Herr Schwager!" Nicht fähig ein Wort zu sprechen, peinigte den Gerbermeister das erwachende Gewissen. Pochenden Herzens sah der Gerber die Frau des Färbers in einer kleinen Entfernung kommen. „Sie kommt!" — rief er konvulsivisch die Lippen zusammenpressend. Scheu zog er sich zurück, damit ihr Blitz ihn nicht zuerst treffen solle, als sie über die Schwelle des Eingangs zu der Werkstätte trat. „Wenn ich das gewußt hätte, um tausend Gulden wäre ich nicht hinabgegangen, sprach sie hastig, wo ist der Hallunke! kommt er nur nach Haus, er wird wacker abgetackelt werden." Jetzt getraute sich der Gerber erst aus seinem Verstecke hervorzuschleichen. „So — Schöner — warten Sie — was haben Sie angestellt! — Höre nur

Mann! — Als ich in das Zimmer des Herrn Schwagers trat, war eine ganze Versammlung um das Bett von der Frau des Herrn Schwagers stehend mit sammt dem Doktor, dem sie mit schwacher Stimme den Hergang der Sache erzählte; natürlich man achtete mich kaum, ich schlich daher, von meinem Begehren ablassend, wieder zur Thüre hinaus." „O — dann ist's lange gut, unterbrach der Färbermeister seine Frau, wenn sie nur noch lebt. Kommen Sie, Herr Schwager! jetzt wollen wir ihre zukünftige Gesundheit trinken, mein Weib hat ein Leben wie eine Katze — und Ihren Schrecken mit dem Geiste des Bieres davon jagen." Schmunzelnd lachte der Gerber, dem es wieder leichter ums Herz wurde auf die frohe Nachricht, und gab dem Rathe des Färbers Beifall. „Wo wollen wir den hingehen?" fragte leichten Herzens jetzt den Färber der Gerber. „Zu der Frau Mutter", war die Antwort des Färbers. Denn Färber und Gerber hatten in einem Wirthshause des Städtchens ihre Herberge. „Sie hat das beste Bier und die heiterste Laune, erst wenn sie ihre Duschbadtaufe erfährt, Herr Schwager!" sprach spöttisch lachend der Färber. So wie Beide in ihrem Anzuge waren, begaben sie sich auf die Herberge zur Frau Mutter. „Ach — das ist schön, das freut mich, daß ich die Ehre habe, die Herren Söhne auch wieder zu sehen!" grüßte die Frau Mutter Geschäftskundig in der Zunftsprache Beide bei ihrem Eintreten ins Gastzimmer. „Mit was darf ich dienen?" Eine Maas Bier, sprach der Färber. Außer Beiden befand sich Niemand im Zimmer, sie konnten sich jetzt ungestört einem Genusse hingeben, der ihr Herz zur frohen Laune stimmte, wozu die Wirthin, weil es in ihrem Interesse lag, auch ihr Möglichstes beitrug. „Gesundheit, meine Herren Söhne!" sprach der Sitte gemäß die Frau Mutter, den steinernen Maaskrug vor Beiden auf den Tisch

stellend. „Stechen's an, Frau Mutter!" erwiederte mit munterem Bescheide der Gerber. Die Wirthin that mit schnippender Gewohnheit, indem sie die Spitze des Mundes in den Schaum des Bieres tauchte, Bescheid, und stellte dankend den Krug wieder auf den Tisch. „Da wollen wir dem Gerstensafte besser sein Recht anthun, Frau Mutter," sagte lachend der Gerber, seinem Kollegen — „will's bringen, Herr Schwager" — zutrinkend. Schon gut! erwiederte der Andere, Sie müssen heute auch eine Taufe erhalten, aber eine andere, die geistiger wirkt. Die Wirthin dadurch aufmerksam gemacht, setzte sich auch an den Tisch, hart an die Seite des Gerbers. „Nun, was gibt's denn Neues, meine Herren Söhne, daß ihr heute so aufgeräumt seid, wie ich's gerne sehe, sind Sie etwa heute Gevatter gestanden, Herr Sohn?" fragte sie direkt den Gerber. „Ja — Ja! — Frau Mutter, schrie mit verschmitztem Lachen der Färber — der so eben den Krug vom Munde that, welchen er in vollem Zuge geleert hatte — aber auf eine so fatale, ungebetene Weise, wie's gewiß noch nicht leicht vorkam." „So laßt's denn hören!" sprach die neugierige Wirthin. „Erst holen Sie wieder eine Maas, Frau Mutter," und gab ihr den Krug mit dem Deckel patschend in die Hand. Von Neugierde getrieben, die sich bei dem weiblichen Geschlechte besonders immer mehr steigert, sobald sie in eine gewisse Spannung gebracht werden, willfahrte die Wirthin dienstbereit. „O Batscher!" rief der Gerber dem Färber zu, indem er ihm einen neckischen Rippenstoß versetzte, „können Sie denn Ihr Schnappmaul nicht halten?" In eifriger Eile brachte die Wirthin wieder einen gefüllten Maaskrug. Schon im Hereingehen sprach sie: „Aber jetzt will ich hören, was mein Herr Sohn angestellt hat;" und setzte sich wieder an die Seite des Gerbers, ihm vertraulich die Achsel zu rütteln. „Nun, so

hören Sie, Frau Mutter, fing der Färber an zu erzählen: „Seine Frau ist hinter die Lotterie gekommen, die sie nicht dulden will — sprang in ihrem rechthaberischen Feuereifer zu ihm in die Werkstätte, schimpfte ihn auf eine ungeschmeichelte Art dermaßen, wie sich's ein Mann nicht gefallen lassen kann; zerriß dazu noch die Lotteriezettel und warf sie vor seinem Angesicht ins Wasser.“ — „Ins Wasser? rief voll Erstaunen die Wirthin, ja, das geht —“ „Hören Sie nur weiter, unterbrach sie der Färber, natürlich mußte da ihm auch der Zorn steigen, wenn man sein Glück auf eine so impertinente Weise von einem Weibe zerstören sieht.“ — „Ja freilich, ja freilich!“ warf die Wirthin ein — „Und er warf sie auch hinein!“ „Auch hinein?!“ brach in ein schallendes Gelächter die Wirthin aus. Der Gerber, der in einem anhaltenden Zuge, tückisch lachend, den Krug vor dem Munde hatte, konnte sich des lauten Lachens nicht erwehren und stieß das schon im Munde und Kehle befindliche Bier wieder in den Krug zurück, daß das Bier auf dem Tisch herumspritzte. „O! — Sie Sakermoscht! Wollen Sie mich auch taufen?“ sprang die Wirthin auf, die durchnäßte Schürze von dem Biere abschüttelnd, dessen Inhalt durch das Umstürzen des Kruges ihr zuschwamm. „Bravo, Bravo! riefen Beide aus voller Kehle lachend aus. Mit der Schnelligkeit einer Hexe drehte sich die junge Wirthin und nahm den Krug, ihn wieder zu füllen. Als sie wieder kam, sagte der Gerber noch immer lachend: „Jetzt, Frau Mutter! trinken Sie Bescheid, damit Sie auch innen naß werden,“ welches die Wirthin sich nicht zweimal sagen ließ, und mit einem kräftigen Schlucke die Gesundheit Beider trank. Sie nahm wieder ihren vorigen Platz ein, indem sie mit sanften Stößen den Gerber neckte, „aber Sie sind ein Hallunke, die Frau ins Wasser werfen, wenn sie ertrunken wäre?“ fragte sie

spöttisch. „So wäre ich zu Ihnen gekommen", war die Antwort des Gerbers. „Das dürfen Sie so auch," sprach die Wirthin, indem sie ihm näher auf den Leib rückte und mit dem Fuß einen sanften Tritt gab, der ihm als Wink galt, worauf unwillkürlich der Gerber seine Hand auf den Schooß der Wirthin fahren ließ. Dem Färber, der dem Biere zusprach, entgingen diese Manöver nicht, er drohte spaßig: „So, das sage ich dem Herrn Vater, wenn er heimkommt, wo ist er denn heute?"

„Im Felde," war die Antwort der Wirthin. — „Aber heute haben Sie sehr gutes, ja ausgezeichnetes Bier, Frau Mutter!" fing der Gerber an, dem sein Kollege beistimmte, „es schmeckt mir vortrefflich!" „Nun, dieses Lob hab' ich schon lange erwartet, kommt's endlich heraus," sprach eitel stolz die Wirthin. „Ach, die gute Crescenz," fing die Wirthin ein Gespräch an, das dem Gerber sehr schmeichelte. „Sie versteht es noch nicht, wie man einen Mann behandeln muß, den Männern muß man nachgeben, sie haben ja von der Natur schon mehr Recht, als wir arme Geschöpfe, der Mann muß das Brod ins Haus schaffen, muß dem Geschäfte vorstehen, warum soll er auch über jeden Pfennig Rechenschaft geben, den ja nur er verdienen muß. So ein Weib ist eine Sirene, ein Quälgeist, die nur Händel und Streit sucht. Habe ich nicht Recht?" sprach sie listig zu Beiden, „ich muß meinem Manne auch vieles nachsehen, wenn ich Unannehmlichkeiten verhüten will." „So ein Weib möcht' ich haben," sprach der Gerber entzückt und schmiegte sich liebkosend an die Brust des infamen Weibes, die es kokett geschehen ließ. Vom Biere erhitzt, sind die Männer ihrer Sinne nicht mehr mächtig und lassen sich hinreißen, durch lüsterne Weiber gereizt, zu einer Schwäche, die oft ein ganzes Familienglück zerstört. So ging es auch unserm

Gerber, der der ersten Versuchung nicht widerstehen konnte, und die Leidenschaft zur Gewohnheit annahm. Da unser Gerber dem Biere tapfer zusprach, war er gezwungen, hinauszugehen, um seinem aufgetriebenen Wanste Erleichterung zu verschaffen, was die buhlerische Wirthin benützte und hinter ihm hinausging, um wieder frisch einzuschenken, dem Gerber mit schalkhafter geiler Geberde unter die Achsel griff, als wolle sie ihn kitzeln; da drehte er sich und gab ihr einen Kuß auf den Mund, den sie mit feuriger Lust aushielt, ihre Arme in wilder Begierde um den Gerber schlingend, als wolle sie ihr Opfer nicht mehr fahren lassen. Vom Biere immer mehr berauscht, schlug die Wirthin ein Spiel vor, das einstimmig angenommen wurde. Kaffee, Wein, Punsch wurde ausgespielt und getrunken, wovon jedoch der Gerber am meisten zu bezahlen hatte. Froh über diesen Fang, war der Herr Vater sehr zufrieden mit seiner Frau. Als am Abende mehr Gäste ankamen, wußte die Wirthin ihre beiden Opfer schon ins Stübchen zu locken, wo gezecht wurde bis nach Mitternacht; obwohl die Polizeidiener abschafften, waren die strengen Diener der Polizei doch zu bewegen, ihre Macht in dem süßen Getränke des Kaffees und Glühweines unterzutauchen.

Den unerlaubten Mißgriffen blind ausweichend, gab sich der Herr Vater zur Ruhe, damit ungestört die Frau Mutter ihre Gänse rupfen könne.

Toll und voll brachen Beide auf, das Wirthshaus zu verlassen. Artig und geschmeidig begleitete die Frau Mutter ihre Herren Söhne bis zur Thüre des Hauses, mit dem Wunsche: sie möchten recht bald wieder kommen! „Gute Nacht, kommen Sie gut nach Haus und schlafen Sie wohl, meine Herren Söhne!" war der letzte Wunsch des lüsternen Weibes, den zu erwiedern Beide nicht zu lallen vermochten,

so viel sie sich auch bemühten. Ein rascher Thürschlag versperrte die Rückkehr und ein gewichtiger Riegel, den das listige Weib mit frohem Herzen vorschob, sicherte vor Dieben. Schadenfroh hüpfte die Wirthin zur Tafel, mit doppelter Kreide den Tag des Sieges zu verherrlichen, worüber sie theilnahmlos der Dummheit Beider gedachte, wo eine herzlose Kälte sich auf dem Gesichte der betrügerischen Schlange ausmalte, die gewiß einen Jeden empört haben würde, wer es gesehen hätte; „hi, hi“ — lachte sie zufrieden und rieb sich die Hände, als sie die Rechnung nochmal übersah, „die hab' ich gescheidt kriegt!“ und eilte zu Bette. Der Färber hatte es übernommen, den eben so berauschten Collegen aus Erkenntlichkeit nach Hause zu führen, was wohl lange Zeit dauerte, da Beide die Kraft ihrer Füße öfters in eine höchst demüthige Lage brachte, wenngleich der Kopf sich siegesstolz emporzurichten strebte. — „Nur auf mich gestützt, lallte der Färber seinem Collegen zu, ich führe Sie nach Haus.“ Patsch — da lagen Beide rücklings auf der Straße. „Ihre Stütze ist sehr unsicher,“ meinte der Andere sich unbehilflich auf der Erde herumwälzend. „Nur auf mich gepaßt, Herr Schwager“, tröstete der Erstere seinen verlornen Bachus. „Wo sind Sie denn? Da könnte ich warten, bis Tag ist,“ und versuchte sich auf die Beine zu stellen, die aber höchst untreu waren. „Kommen Sie, Freund! wo sind denn Sie?“ fragte der Färber, auf allen Vieren seinen verlorenen Kameraden suchend. „O! — meine Nase! schrie Letzterer, der höchst unsanft das Pflaster berührte, indem er unversehens über den flach daliegenden Körper des Gerbers stürzte, und mit: „Jetzt hab ich dich“ an dem halb erhobenen Färber sich emporrichtend. „Wir haben noch nicht Bruderschaft getrunken, Herr Schwager,“ rief der Färber. „Nicht so genommen heute“, erwiderte der Gerber, „ich bitte um Entschuldigung,

Herr Schwager!“ — „Keine Entschuldigung! und richtete sich an einem Stoß Bretter, die er glücklich erreicht hatte, auf; Sie wissen keinen Handwerksbrauch“, disputirte der gereizte Färber; wo Beide isolirt einen Zickzack beschrieben, der sie die possirlichsten Wendungen machen ließ. „Ich halte aber doch mein Wort und führe Sie nach Haus“, wandte der Färber ein, den trotzenden Gerber, der unter dem unverständlichsten Kauderwelsch den Disput fortlallte, wieder zu besänftigen. „Pum — Gotl — gotl — gurgelte es auf einmal.“ „Es wird anders Wetter, sprach der Gerber zu sich selbst, die Frösche schreien.“ „Bruder, komm zu Hilfe! Ich bin in's Schlorpenbauers Senkgrub gefallen“, schrie der Färber aus Leibeskräften. „Ha, ha! — du hast noch Durst?“ bemerkte seiner spottend der Gerber. Ratsch, auch der Gerber saß auf dem Pflaster, daß ihm die Sterne vor den Augen herumfuhren. „Mir ist ein Zahn in den Hals hinunter“, sprach er laut, und Todesstille trat ein. — Es hatte geregnet und somit war das Pflaster schlüpfrig geworden, und da es nicht im besten Zustande war, blieben die Lachen — Cloaken — auf der Straße stehen. Durch den Zickzacklauf der Betrunkenheit rannte der Färber mit dem Kopf an die Ecksäule eines Hauses, und fiel mit dem Gesichte in so eine Cloake, deren Inhalt ihm in die Gurgel drang, welches natürlich das Gurgeln hervorrief, das der Gerber für Froschgeschrei hielt. So saß der Gerber eine Weile da, als wäre er hingebannt — endlich ließ er sich vernehmen: „Da ist Glatteis“, und erhob sich wieder ganz bedächtig und langsam. „Dann sind wir in Sibirien“, ließ sich der Färber vernehmen, um seinen noch schuldigen Spott abzutragen. Beide näherten sich wieder einander und führten per Arm ihre Körper zum Ziele, gegenseitige Stütze suchend, die sehr unsicher war und zweifelhaft blieb. „Wir wollen zufrieden

sein", hob der Färber wieder an, eine Weile mit einander fortschiebend. Endlich machte der treue Heimführer einen Quackler, der ihn zu Boden riß und seinen Freund mit. „Bin gar nicht zufrieden mit meiner Lage", meinte der Gerber. „Haben wir nur einmal die Thürschnalle Ihres Hauses, dann sind wir schon Herr!" sprach trostreich der Färber. „Das wird aber noch einen Kampf kosten mit unserm feindseligen Elemente", — womit er die Erde meinte. — „Wie wir über den Bach kommen, will ich sehen." „Das müssen wir schon klug angehen", sprach warnend der Färber. Endlich kamen sie wohlbehalten an den längst gefürchteten Bach. „Laß mich gehen, ich bin den Tritt gewohnt", sprach zu seinem worttreuen Begleiter, der Gerber, der langsamen, bedächtigen Schrittes durch den Bach watete und so glücklich auf's Trockene kam. „Ich will nicht naß werden", sagte der Färber, und nahm einen Anlauf, wo er in die Mitte des Baches sprang, daß das Wasser ihm über dem Kopfe zusammenschlug. Pflichtschuldig erwischte der Gerber seinen Freund beim Fuße und zog ihn an's Trockene; „wir verlassen einander nicht und theilen die Gefahren", sagte er; kaum hatte er aber ausgesprochen, so saß er schon wieder auf dem Hintern, den Fuß des Färbers in der Hand haltend, als wolle er sich einen Ruhepunkt auswählen. Der Färber, zappelnd wie ein Fisch, sprang, von dem nassen Bade erschreckt, empor, und fiel neuerdings so derb auf seinen Retter, daß dieser höchst unsanft seinen Kopf an dem Kopfe des Färbers berührt fühlte. Durch diesen elektrischen Stoß besser zur Besinnung gebracht, sprach der Färber: „Wenn dieses mein Gnadenstoß ist, so mag es gelten." „Wuuu" — schüttelten Beide sich und traten wieder die gefährliche Reise an, um einmal das Ziel zu erreichen, von dem sie nicht mehr weit entfernt waren.

Es brannte noch Licht in dem Zimmer des Hauses, welches ihr Zielpunkt war, und getrost erreichten sie die Hausthüre. Ein heftiges Schellen verkündete die Ankunft des Gerbermeisters, dem sogleich das Aufmachen der Thüre folgte. Lautlos empfing die Schwiegermutter mit dem Lichte in der Hand beide Besoffene, die fest aneinander haltend die Stiege hinaufkletterten, als wenn es das Ersteigen einer Eiche gelte.

Der Herr des Hauses führte seinen Begleiter in die Kammer, wo Beide sich langsam auszogen und dem bereitstehenden Bette ihre schweren Körper aufluden, um eine sichere Ruhe zu genießen. Bald schnarchten Beide den Schlaf täuschender Träume, wie die vom Biere aufgeregte Nerventhätigkeit sie ihnen vorspiegelte, zu neuem Stoffe für die beglückende Lotterie. Schon stund die Sonne hoch am Himmel, als Beide erwachten, und der Färber, noch halb im Schlafe, seinem Freunde zurief: „Weib, rühr' dich!" worüber der Gerber hell auflachte, was den Färber erst vollkommen zum Erwachen brachte. „Ja, so! besann sich jetzt der gestrige Begleiter, das ist etwas Anderes", und sprang jetzt aus dem Bette, seine durchnäßten Kleider anzuziehen. „Jetzt habe ich Zeit, daß ich nach Hause komme; ich danke schön, Herr Schwager!" „Nichts zu danken, es war pure Gefälligkeit," erwiderte lachend der sich fester in's Bett einwickelnde Gerber. Unterdessen zog sich der Färber kopfschüttelnd an, empfahl sich und eilte nach Hause. Der Gerber, dem sein Katzenjammer auch keine Ruhe mehr ließ im Bette, kleidete sich auch an und ging wieder an sein Geschäft. Bald war es Mittag geworden, wo die Schwiegermutter ihn zum Essen rief. Der noch keinen großen Appetit zum Essen geneigte Gerber kam wohl zu Tische, aber mehr um zu sehen, wie es mit seiner Frau stehe, als um zu essen. Ohne jedoch von einem

Gruße oder einem Worte empfangen zu werden, verließ der Gerber wieder den Tisch und das Zimmer, mit scheelen Augen nach seiner in dem Bette befindlichen Frau blickend, die gehäßig ihre Augen abwendete, als sie die ihres Mannes trafen. Gewichen war die ungezwungene Neigung aus dem Herzen der Weibes, welches so mörderisch von ihrem Manne mißhandelt wurde. Die Liebe, mit der sie ihm zugethan war, verschwand wie durch einen Zauberschlag, Gehäßigkeit, Mißtrauen und eine feindliche Stimmung, die noch genährt wurde durch böswillige Leute, entfremdete immer mehr das Herz der gutmüthigen Frau von ihrem Manne, der leicht wieder hätte Einfluß gewinnen können, wenn sein verstocktes Benehmen ihr gegenüber nicht den gebieterischen Trotz angenommen hätte, auf welchen die rohen Männerherzen mehr als stolz sind. Man verstund sich, so gut als thunlich war, zwar nach und nach wieder, um dem Geschäfte nicht zu schaden, das trotz der Disharmonie sich des besten Erfolgs erfreute; aber die Lotterie und gewisse geheime Pläne beschäftigten den beschränkten Kopf des Gerbers, die ihn nach und nach so verhärteten, daß er, für jedes bessere Gefühl unempfindlich, sich in die Arme ruchloser Bösewichte warf, welche sein Herz immer mehr zur Bosheit anspornten und so seinen Untergang herbeiführten.

---

## Der Schatzgräber.

Wenn das Hirn gewisser Thoren vom Aberglauben befallen wird, so suchen sie darin Entschädigung, daß sie im Vereine mit ihresgleichen verborgene Schätze aus der Erde erheben wollen, das selbst den Betrüger zu einem Wahne hinreißt, als werde dadurch jeder Betheiligte zu einem Eldo=

rado gelangen, welches in Wollust und ohne Sorge das Leben hinfließend machen wird, dem zu wünschen nichts mehr übrig bleibt, als der verwünschte Tod solle nicht erscheinen und die Glücklichen aus ihren süßen Träumen aufscheuchen. So ging es auch einem Müller und mit ihm mehreren angesehenen Bürgern der Stadt, worunter auch unser Gerber sich befand. Nächtlicher Weile schlichen die krompromittirten Geister bei dem Müller, der außerhalb des Städtchens seine Wohnung hatte, aus und ein, ihr Unternehmen, bei Gott schwörend, zu befestigen. Träume auszulegen wußte die Müllerin auf eine Art, wie es keine in der Runde gab. Karten zu schlagen verstund die schöne Tochter mit einer seltenen Geschicklichkeit, daß ihre geheime Kunst von der ganzen Versammlung mit Beifall angenommen wurde, die ihr und ihrem Hause eine Kundschaft zuzog, um welche sie die Meisten beneideten. Oft konnte sie ihr Geheimniß mit solcher Geschicklichkeit leiten, daß sie in die Zukunft sah und mit Sicherheit die Geschicke der Menschen voraussagte, oder mit Gewißheit das Vergangene konstatirte, wo der blinde Glaube an sie immer fester gekettet wurde und Verwunderung den Einzelnen oder das ganze Complott hinriß, das sie desto dreister machte. Zum Ersatze — wenn die Versammlung ihrer Pläne müde sich berathschlagt hatte — war der Sohn ein gewandter Würfelspieler, dem nur selten der Eine oder Andere etwas abgewann; so hatte die Müllersfamilie schon viel mehr als eine gewöhnliche Existenz. Lotterie mußte freilich auch gespielt werden, um auf keine Weise sein Glück unversucht zu lassen. Dieses war jedoch mehr das Tagesgeschäft, wo sich besonders junge und alte Lotteriebasen einfanden, mitunter auch einige Lotteriegünstlinge. Oft wurde gerechnet, daß dem Müller der Schweiß auf der Stirne stund, oder es machte irgend eine Lotterieschwester ihre Meinung geltend, daß

die und die Nummer die beste sei, sie habe heute Nacht mit goldenen Ziffern sie im Traume da und dort stehen gesehen. „Klinke=ke=lang" ließen die Glocken der Mühlgänge sich öfters vernehmen, das aber meistens nicht geachtet wurde, oder aus Nachläßigkeit nicht gehört werden wollte. Manchmal rief der Müller ärgerlich seiner Frau zu: „Hörst nicht die Glocke? schütt' auf!" Oder er rief mit der nämlichen Ermahnung seinem Sohne zu, wo aber jeder sein Commando dem andern hören ließ und keines gehorsam den Befehlen nachkam, entweder „ich habe nicht Zeit", sich ausredeten, oder „gleich" antworteten; wo das „gleich" eine halbe Ewigkeit Zeit hatte. Manchmal kam es auch zu ernsten Auftritten und Ohrfeigen wechselten auf den Gesichtern gegenseitig, die die Pflicht ganz vergessen machten, wenn nicht gerade Kundsleute gegenwärtig waren, die sich der heißgehenden halbverbrannten Mühlengänge erbarmten. Ein Paarmal brach durch solch eine Vernachlässigung Feuer aus, das einen sehr ernsten Charakter annahm und vielen Schaden verursachte. Nichts desto weniger konnte sich aber die Familie entschließen, ihrem Berufe fleißiger nachzukommen, wenn sie einmal mit Eifer ihrem Lieblingsgeschäft, dem Lotterierechnen, Traumauslegen oder Kartenschlagen oblag; sie stellten lieber die Mühle ganz, oder wenn sie auch dieses vergaßen, sprang eines, durchs andere unaufhörlich dazu aufgefordert, zornig auf, fluchend: „Die Malefizmühl'!" „Der Teufel hol' Alles, wenn ich immer gestört werde." Nachts, wenn die Versammlung vollzähliger war, wußte der Müller seine geistesverwandten Gäste mit Schatzgraben zu unterhalten, was so viel Einfluß auf die halbverrückten Köpfe ausübte, daß sie sich entschlossen, einmal der guten Sache im Ernste nachzukommen. Besonders zeichneten sich mit Vorliebe ein wohlhabender Wirth, ein schuldenfreier Nagelschmied des Städtchens und ein reicher

Bauer eines benachbarten Dorfes für das Beginnen des Schatzgrabens aus. Unser Gerber und noch mehrere Leute des Städtchens wie der umliegenden Dörfer trugen freilich mit ihrem Veto auch für die Sache gewichtig bei. Dem Müller war jedoch seine Hauptabsicht dabei, auf betrügerische Weise sich zu bereichern. „Da müssen wir vorerst viele Opfer bringen", sagte eines Abends zu den Versammelten hochaufschnaubenden Herzens der Müller. „Meine Lieben! das geht nicht zu, wie man es nur wünschen möchte, überlegt auch zuerst, ob Ihr standhaft seid, beharrlich das schwierige Unternehmen auszuführen. Es gehören drei Haupteigenschaften dazu, die sind: erstens ein gutes reines Gewissen; zweitens Geld und Opferbereitwilligkeit und drittens Courage, die einen ausdauernden Muth voraussetzt." Durch solche und ähnliche Reden steigerte der Müller die Anhänglichkeit bei seinen Schätze erbeuten wollenden Jüngern auf's Höchste, die zu Allem bereitwillig einstimmten, wenn ihre Thätigkeit nur einmal belohnt werde. „Ich bin meiner Sache gewiß", sprach er, „da ihr aber Alle nur Laien seid und ich Euch zuerst in meine Geheimnisse einweihen muß, ist vor Allem nöthig, daß Ihr mir vollkommenes Vertrauen schenkt — und unbedingten Gehorsam leistet." „Wenn es menschliche Kräfte und Leistungen nicht übersteigt", nahm klug scheinend der Wirth das Wort, „so soll es an nichts fehlen." Diese Meinung theilten auch die Andern, die ihrem Präsidenten, der doch als Bevollmächtigter in der Rathsversammlung städtischer Angelegenheiten immer mit weislicher Vorsicht durchdrang, nicht abstehen konnten, da er ihnen auch als die gewichtigste Person galt. „Herr Vetter!" bemerkte der Müller, „Ihre Rechtlichkeit ist bekannt, wie Ihre kluge Vorsicht überall das Sicherste herausfindet, deßwegen weil Sie als kluger Mann die allgemeine Achtung haben,

überlasse ich Euch auch, besonders Eure Meinung in drei Tagen hier öffentlich vor der Versammlung auszusprechen, bis dahin habt Ihr und Alle, die an der Sache Antheil nehmen wollen, Bedenkzeit." Nicht wenig schmeichelten diese Worte den eitlen Tropf von einem Municipal-Rath, auch hier bevorzugt zu werden und seinem Einflusse die ganze Sache anheim gestellt zu sehen. Wie weit kann sich der Mensch verirren und von der thörichten Eitelkeit fortreißen lassen, wenn ihn der reine Zufall kleinstädtischer Spießbürgerlichkeit auf den Sub-Senatorenstuhl kummunistischer Verwaltung setzt, das den wahrhaft klugen bescheidenen Blicke des Vernünftigen nur spöttischen Witz und sarkastische Ironie empfinden läßt, wenn er so einen hochtrabenden, steifen, Finger und Arme ausstreckenden Magistratler an sich vorbei personificiren läßt, den meistens nur gemeine Dummheit oder knechtisch kriechendes Votum zu diesem hohen Posten verhalf. Unter hunderterlei Carrikaturen verbildlicht der Witzkopf sich einen solchen Puppenmann und trägt ihn frohlockend zur Schau. Drei Tage waren verstrichen und mit spannender Begierde fand sich die Versammlung wieder beim Müller ein mit ihrem Präsidenten, der unterdessen mit gewohnter wohlweislicher Ueberlegung die Sache geprüft zu haben vorgab. „Meine Lieben und Getreuen", fing der Müller mit einer Rede an, als hätte er eine Versammlung von Ständen vor sich und er wäre der mächtige Fürst davon, die bei ihm eine Zuversicht voraussetzte und eine Bestimmtheit verrieth, daß die befangenen Gemüther sich nur noch von seinen Worten Glauben beimaßen, und mit Aufmerksamkeit jedem Zug seiner Geberden anhingen, daß bei Allen das Herz hoch aufschlug und die peinlichste Stille keines seiner köstlichen Worte unterbrach. „Endlich haben wir die Prüfungszeit überstanden, welche zwar noch Jedem von Euch seinen freien Willen läßt, der sich nicht berufen fühlt, der Sache

mit allem Ernste beizustehen; wo sich einer fühlt, nicht bereitwillig die Opfer zu bringen und gehorsam der Pflicht nachzukommen, wie ich sie ihm bezeichne, der trete aus!" — Stille — jedoch keiner der Versammlung war zu bewegen, dem Glücke den Fußstoß zu versetzen. „So, wollt Ihr Euch also fest und treu an der Sache betheiligen?" Das ganze Chor antwortete mit einem Baßtone: „Ja!" — „So sei die That eröffnet", nahm der Müller wieder das Wort. „Sie sei eröffnet und werde vollbracht", ließ der gewichtige kluge einflußreiche Wirth sich vernehmen. „Ja, ich opfere, was in meinen Kräften steht", schrie der Nagelschmied, der auch etwas gelten wollte. „Wir stehen einander Alle bei", im Namen der ganzen Versammlung sprechend, rief der Gerber. „Ich bin auch dabei", ließ sich der beinahe beleidigte reiche Bauer hören, weil nur die Städter sich hervorthaten, so soll durch ihn gleichsam das Land vertreten sein, wie sie sich von den umliegenden Dörfern einfanden. Solch einen vielstimmigen Eifer hatte der Müller erwartet, um seine Schätze suchenden Clienten in dem Labyrinthe des hoffnungsvollen Glückes irre zu führen. „Bevor wir zur Sache schreiten, ist es sehr nöthig, daß ich Euch vorbereite, denn unvorbereitet könnten Viele von Euch die richtigen Begriffe verfehlen, die zum allgemeinen Schaden ausfallen möchten. Wir müssen neun heilige Messen haben, die von den würdigsten Patres der Kapuziner in einem Kapuzinerkloster gelesen werden müssen. Dazu muß eine Johanneshand unter das Altartuch gelegt werden, damit der höchste Segen darüber komme; von einem unschuldigen Kinde müssen wir die fünf Finger der linken Hand haben, welches erst eilf Tage unter der Erde ruht. Wir müssen drei Pilger ausschicken, einen nach Rom zum heiligen Vater, der selbst in eigener Person ein Amt celebriren muß für die armen Seelen im Fegfeuer, welches viel Geld

kostet; einen nach Jerusalem, welcher ebenfalls ein Hochamt von den dortigen frömmsten Patres in der heiligen Grabeskirche celebriren lassen muß für die ganze Christenheit, und einen nach Abend, der ein Missionär sein muß, unter die Heiden in die Urwälder Amerika's; dieses kostet aber alles vieles Geld, um die Männer auszurüsten, die dazu noch viel Almosen geben müssen. Nicht auf einmal dürft Ihr diese Opfer bringen, wenn Ihr Euch dazu verstehen wollt, sondern siebenmal ist es vorgeschrieben: als am Charfreitage, am Pfingstfeste, am Jakobistage, an Mariä Himmelfahrt, am Michaelistage, an Allerheiligen und am Christtage." Frohen Herzens waren die Gemüther befriedigt und ermunterten einander zur Ausdauer, worauf der Müller sie Alle zur größten Verschwiegenheit des Geheimnisses ermahnte, das sie feierlich zu halten bei Gott und allen Heiligen schwuren. Unser Gerber jedoch, der sich wohl auch an dieser Chimäre betheiligte, unterließ nicht, sein Glück mit forcirter Gewalt erobern zu wollen. Wohl kam hie und da ein Ambo, der aber bei Weitem nicht den Wunsch befriedigte, welchen der Gerber und seine spielsüchtigen Geister hegten. „Ich weiß wohl ein Mittel, die Nummern sicher zu errathen", sagte eines Tages der Müller, „aber da gehören vertraute Leute dazu." Dieser Funke von Auskunft wirkte auf den Gerber und seine gleichgesinnten Geister wie ein elektrisches Feuer; er ließ dem Müller keine Ruhe, bis er ihm den Plan mittheilte, wie dieses zu erlangen sei. „Da müssen wir von einem armen Sünder, der am Galgen gestorben und noch dort hängt, das Herz haben, drei Todtenköpfe von den Todten auf dem Gottesacker, einen Erdspiegel, womit man auf das Grab eines Jüngstverstorbenen hinliegen muß, indem derjenige unverwandten Auges in den Spiegel schauen muß, das Gesicht gegen das Grab gewendet, im zunehmenden Monde, eine

geweihte Kreide, die am Vorabend der heiligen drei Könige geweiht sein muß, eine Tafel, worauf die neunzig Nummern geschrieben werden; habt ihr dazu Courage, auch etwas davon auszuführen? — Einen Schäfer kenne ich schon der seine Rolle übernimmt, wir müssen aber drei sein", fragte der Müller den ganz Ohr horchenden Gerber. „Wenn wir drei sind, so will ich auch eine Aufgabe übernehmen", versicherte Letzterer. „Gut! — so kann der Schäfer seine Reise antreten, denn wir haben bei uns keine Gelegenheit, das Herz von einem armen Sünder, der am Galgen hängt, zu bekommen, weil bei uns keiner mehr gehängt wird; er muß deßwegen bis nach Ungarn reisen, wo das Aufhängen der Verbrecher noch Mode ist", log der Müller den Lotterie=Manie=Befallenen vor. „Es ist aber mit Unkosten verbunden, die wir dem Schäfer nicht allein aufbürden können, deßwegen muß eine Beisteuer fallen, wer sich daran betheiligen will!" Natürlich wollte keines dem Glücke ausweichen und fuhren alle maschinenmäßig in ihre Taschen, um Opfer zur Reiseunterstützung des Schäfers bereitwilligst darzubringen, weshalb der Müller sogleich eine Collekte veranstaltete, die Jedem seinen Namen und Gabe bezeichnete.

Der Müller bemerkte den Theilnehmern: „daß die kleinen Opfer nicht hinreichen zu einer so weiten Reise", weshalb sie sich verstunden, in der folgenden Zeit noch mehr zu bringen, was auch geschah. Wir sind jetzt gezwungen, wieder zur Frau des Gerbers zurückzukehren, deren Gemüth sich sehr verändert hatte, wie wir erfahren werden. Unwillkürlich fühlte sich ihr Herz immer mehr abgeneigt, obwohl sie sich zwang wieder die alte Wärme in ihrem Herzen anzufachen, denn dieser Zustand war für sie selbst wohl die größte Pein, allein es wollte ihr nicht gelingen. Die Existenz sicherte das gute Geschäft, welches schon beinahe mehr als die Kräfte

des Meisters forderte, deßwegen drückte die gutmüthige Frau keine Nahrungssorgen. Eine arme Base der Gerberin sprach öfters um die Gunst an: ihre jüngste Tochter doch in ihr Haus aufzunehmen, welche ja allerlei nützliche Arbeiten verrichten könne, wozu sich aus Milde die Gerberin auch erbarmte, das ihrem Manne, dem Gerber, auch gefiel. Durch diese scheinbare Nachgiebigkeit ihres Mannes glaubte die Gerberin einen Einfluß auf ihren Mann erlangt zu haben, der ihr eine gewisse Herrschaft über ihn auszuüben versprach, sie täuschte sich aber gewaltig. Wenn die Anwandlung von Haß sie überkam, eilte die geschwätzige Frau entweder zu der alten Nachbarin — der Mutter Kathi's — oder zu ihrem Erzfeinde, dem Gerber Albert, den sie als treuen Rathgeber betrachtete. Schlau und unvermerkt suchte die Alte die naive Gerberin an sich zu fesseln, die offenen Herzens einmal in den Fluß der Weiberberedtsamkeit gebracht, welches keine große Mühe kostete, den ganzen Haushalt auskramte, wie es war und wie es stund. Natürlich konnte die Alte jedes Einzelne der Familie bemessen, indem sie so indirekt in den Haushalt sah, daß ihrer raffinirten Verschmitztheit nichts entging, welches freilich kluge, vernünftige Weiber nicht thun und verrathen Uneingeweihten Familiengeheimnisse, die an sich nichts Verdächtiges tragen, jedoch Geheimnisse bleiben sollen, bis sie ausgeführt sind, wenn man mit der Welt fortkommen will. Im Geschäftsleben kommt gar vieles vor, welches, wenn es frühzeitig ausgepatscht wird, oft zum Nachtheile des Geschäftes ausfällt. Auf gleiche Weise zu schaden trachtete auch der Gerber Albert, wenn er das unvorsichtige Weib völlig ausgeforscht hatte. Kam ein Reisender, der mit dem Manne der Frau, welche so redselig war, schon ein Geschäft abgemacht hatte, suchte der Gerber Albert ihn zu bewegen, die bestellte Waare nicht zu senden, da es bei

diesem Gerber sehr fatal stehe; er habe immer Händel mit seiner Frau, sei ein starker Lotteriesetzer, oder verstehe sein Geschäft nicht recht, und ein fauler Arbeiter; durch solche Gewissensbisse gepeinigt, stund oft ein Reisender oder Prinzipal von dem Kredite ab, den er kurz zuvor dem Gerbermeister geschenkt hatte, und maß vollen Glauben dem Zunftgenossen bei, der seine Rache an seinem Mitmeister auch in Mißkreditsetzen ausübte, der am meisten den herzschlechten Kalfakterer selbst treffen sollte; da er von den besagten Eigenschaften noch die schändlichste des Denunzirens besaß. Einmal ließ die Gerberin sich bei dem ruchlosen Gerber Albert vernehmen, daß ihr Mann heute Nacht nach Augsburg fahre, um rohe Waare einzukaufen, wo es dem Schurken wie der Blitz durch die Seele fuhr, ihrem Manne einen bedeutenden Schaden zuzufügen. Er bestellte ein Paar bekannte Spitzbuben, theilte ihnen die Nachricht mit und berathschlagten sich, wie es anzufangen sei, dem Gerber sein Geld zu nehmen, das sie redlich mitsammen theilen wollen. Diese Nachricht erfreute die Schurken und sie waren bald einig, wie es am besten auszuführen war. Einer mußte das Pferd niederschießen, und die zwei Andern sollten über den Gerber und Fuhrmann herfallen und mit Prügeln taumelnd schlagen und so sich dann des Geldes bemächtigen. Nicht vermuthend, daß ihm eine solche Gefahr drohe, unternahm der Gerber die Reise und der Fiaker mit ihm, welchem das Pferd und Fuhrwerk gehörte, das in einem Bernerwägelchen bestund. Beide mochten ungefähr eine Stunde Wegs gefahren sein, so fiel ein Schuß, der das Pferd niederschmetterte, welche Rolle der Gerber Albert übernommen hatte; in demselben Augenblicke ließen sich zwei gedrungene Gestalten sehen, die mit Prügeln bewaffnet im vollen Laufe auf ihre Opfer zueilten. Der in Gefahr schwebende Gerber erkannte sogleich,

daß es ihm gelte, und feuerte seine Doppelpistole auf beide ab. Dieses unerwartete Manöver machte beide Kerle verdutzt, und sie sprangen mit noch größerer Hast dem Wäldchen zu, aus dem sie gekommen, als kurz vorher sie es verließen, um über ihre Opfer herzufallen. Der Fuhrmann, vom Schrecken gelähmt, als er den Schuß hörte und sein Pferd fallen sah, blieb starr und unbeweglich sitzen, als hätte ihn ein Blitzstrahl berührt, und starrte unverwandten Auges auf sein Pferd hin, das die Deichsel des Wägelchens durch den Fall noch abgeschnellt hatte. Plötzlich fuhr er auf, als er sein Pferd nochmal unter Zuckungen anstrengen sah, sich auf die Beine zu verhelfen. Wie aus einem Traume, schien er zu erwachen, als er den Passagier hoch aufgerichtet neben sich noch ein Paar Schüsse abfeuern hörte. „Was ist geschehen"? fragte er mit zitternder Stimme. „Da habe ich einen tapfern Verlaßmichnicht, wenn du vor Schrecken gefrierst; kannst noch fragen, was vorgeht", antwortete der Gerber. Die drei geldgierigen Kompagnons schlichen auf Umwegen, froh, mit heiler Haut davon gekommen zu sein, fort. „Hätte nicht geglaubt, daß der Sakerment so viel Muth hätte", fing der Gerber Albert, sich verwundernd, mit seinen zwei Helfershelfern ein Gespräch an. „Ja! er ist ein Ungar und die haben schon Schneid!" „Das habe ich jetzt schon gemerkt", antwortete der Taglöhner Thom. „Wenn er nur kein Geschoß bei sich gehabt hätte, oder wir hätten auch eins bei uns gehabt", warf der dritte, ein aus dem Zuchthaus entlassener Wilddieb ein. „Es ärgert mich, die Mühe umsonst gehabt zu haben." Seid nur zufrieden, dem kommen wir schon ein anderes Mal bei, da wollen wir es klüger angehen, wenn er dann auch hin ist, ist's ja blos ein Ungar!" tröstete sie der tückische, racherbrütende Gerber Albert.

Der Fuhrmann, der noch nicht recht wußte, wie ihm

geschehen, horchte hoch auf die Worte, die in trotzenden Befehlen an ihn ergingen, und hörte weiter nichts, was seinen betäubten Sinnen verständlich zusprach, als die letzten Worte des Gerbers: Du bleibst da sitzen, bis ich wieder komme! was der Fuhrmann mit einem mechanischen „Ja!" zu befolgen versicherte. Seine Gedanken konnten sich zwar zu gar keinem festen Entschlusse ordnen, sein Instinkt, der jetzt gar keinen Willen kannte, blieb mit ihm festgebannt sitzen auf dem gewohnten Eigenthume, wo er sich am sichersten glaubte. Der Gerber ging muthig vorwärts dem Dorfe zu, das zwar noch eine gute halbe Stunde entfernt war, um Hilfe zu holen. Kaum war aber der Gerber tausend Schritte von seinem muthigen Vertheidiger entfernt, so jagte wie ein Windspiel querfeldein dem Dorfe zu unter schrecklichem Geheul der Fuhrmann, den der Gerber kaum erkannte und ihn auch zum Sprechen nöthigte, immer rufend: „Joseph! Joseph! was ist dir denn?" Aber kein Joseph hörte auf die Stimme des hinter ihm daher Eilenden. Den muß eine besondere Schnellkraft überfallen haben, lachte der Gerber zu sich selbst, dem hätte ich die gelenken Glieder nicht zugetraut, saß er doch vorhin wie Blei gegossen neben mir! Der Schrecken jagte aber den armen 20jährigen Joseph so stark, daß er in blinder Hast in die Säuschwemme des Dorfes jagte, welches ihn wieder etwas zu Besinnung brachte. Unter fürchterlichem Hilferufen sank er bis unter die Arme senkrecht in den Schlamme der Säuschwemme. Der Nachtwächter, welcher auf das Geschrei aufmerksam gemacht wurde, eilte dem Hilferufenden zu und fand den ritterlichen jungen Helden in seiner possierlichen Situation, was dem Nachtwächter eher Lachen als Mitleiden verursachte. Mehrere Fragen wurden von Seiten des Nachtwächters an den Versunkenen gerichtet, konnte aber keine richtige Antwort erhalten, er zog daher den Unglücklichen

nothwendigerweise heraus, wo unterdessen der Gerber auch dazu kam. Er erzählte dem Nachtwächter den Hergang der Sache, worauf Beide den durchnäßten Nachtflügler ins Dorf begleiteten. Der Gerber fragte Joseph über die Ursache seiner Windeseile, wo Joseph ihm berichtete, daß er im Wäldchen sich etwas bewegen hatte sehen, welches gewiß die Räuber gewesen seien, welche sie überfallen hätten, deßwegen sei er davon gesprungen. „Es war gewiß ein Strauch, der sich bewegte", sprach lachend der Gerber, die komische Figur Joseph's betrachtend, der immer schräg vorwärtsschreitend, in der Mitte Beider rückwärts schaute, ob keiner der Spitzbuben käme. Unterdessen kamen sie an die Behausung des Vorstehers, wo Einlaß begehrt wurde und der Vorfall zu Protokoll kam. Die Dienstfertigkeit des Vorstehers verhalf, daß das auf der Straße stehende Fuhrwerk ins Dorf geschafft wurde, wo beim beginnenden Tage die Reise wieder nach Hause ging. Nicht einmal der geringste Verdacht konnte dem Vorfalle die mindeste Auskunft verleihen, das Weib des Gerbers schwieg absichtlicherweise, dem Gerichte oder ihrem Manne Kunde zu bringen von ihrer Batschsucht, weil sie sich theils schämte, theils der Gerber Albert so viel Zutrauen von ihr besaß, daß kein Verdacht der Art in ihrem arglosen Herzen Platz fand. Die Frau des Gerbers hatte sich nach und nach so an die Klatscherei gewöhnt, daß sie nicht selten die Küche versäumte und das Hauswesen ihrer Mutter überließ, die sie zwar manchmal wacker auszankte, aber keinen weitern Einfluß auf ihre Tochter ausübte, als daß sie ihre alte Mutter mit einer Zungenfertigkeit überfiel, die sie die Ueberlegenheit fühlen ließ, wie es bei verzogenen Töchtern gewöhnlich der Fall ist. Oft kniete oder saß die Gerberin in der Kirche, wenn andere Hausfrauen schon ihr Essen auf den Tisch gestellt hatten, wo verwundernd die Leute ihre Bemerkung machten:

Möchte doch wissen, wann die Gerberin kocht, oder was thut sie denn so lange in der Kirche, die muß etwas Besonderes auf dem Herzen haben! Ihr Mann war über das Betragen seiner Frau freilich auch nicht ganz zufrieden, wo es oft zu argem Wortwechsel kam, der auch manchmal so ausartete, da die Frau durchaus nicht nachgeben wollte, daß ihr Mann seine kräftige Faust fühlen ließ. Dieses Experiment der rohen Gewalt fruchtete aber so wenig an der exzentrischen Ehehälfte, daß sie in eine wahre Beserkerwuth verfiel, wo sie sich auf eine kurze Zeit gänzlich von dem Hauswesen entfernte, oder lokal ausgedrückt, davonlief. So kam es doch unvermerkt dazu, daß die Feinde des Gerbers immer mehr Spielraum und Glauben fanden, und das Geschäft eher zurückging als vorwärts. Wollte der Gerber Ruhe im Hause haben, so mußte er den Launen seines Weibes nachgeben, wo aber die Geduld des Mannes oft nicht ausreichte. Kam es wieder zu Krawall, so folgte der alte Tanz, und die Gerberin durch ihren treuen Rathgeber aufgehetzt, suchte auf dessen Rath sogar Hilfe bei Gericht, was den boshaften Gerber Albert höchlich erfreute. Der Gerbermeister der halsstarrigen Frau ging jetzt noch mehr seine eigenen Wege, und knüpfte ein unerlaubtes Verhältniß mit der jungen Base an, welche ihm meistens bei der Profession behilflich sein mußte. Die Lotterie-Manie immer stärker treibend, verfiel der vernachlässigte Mann desto stärker in eine Liederlichkeit, die ihn zwar den Ruin seines Hauswesens voraussehen ließ, aber nach seiner Urtheilskraft sah er nirgends Trost, als in dem hinfälligen Glücksspiel sein Heil zu suchen. Ungefähr ein halbes Jahr mochte verflossen sein, so kündigte der Müller, den der Gerber unablässig besuchte, ihm an, daß der Schäfer jetzt zurückgekehrt sei und habe das Herz von einem Erhängten in Ungarn mitgebracht; wenn er jetzt noch fest ent-

schlossen sei, so könne das Werk unternommen werden. Der gab freudig seinen Entschluß kund, und so wurde die Zeit bestimmt, wenn man den halbzauberischen Cyklus gemeinschaftlich unternehmen wolle. Der Schäfer fand sich auch in kurzer Zeit bei der Gesellschaft ein, wo er von dem Müller vorgestellt wurde; der Mann gefiel ohne Widerrede. Am nächsten Freitage sollte also das Werk vorgenommen werden. Der dazu bestimmte Abend brach hervor, wo sich der Gerber und der Schäfer schon frühzeitig bei dem Müller einfanden. Der Müller instruirte den Gerber, daß er mit dem Schlusse eilf Uhr auf das Grab eines Jüngstverstorbenen, das Gesicht gegen das Grab gekehrt und in den Spiegel sehend, hinliegen müsse und neunzig Vater-Unser zu beten habe, wo er aber nie „Amen“ sagen dürfe. Der Gerber wußte schon im voraus ein Grab von einem Jüngstverstorbenen, weil er mit dessen Leiche gegangen und nach christlicher Pflicht selbes bis zum Grabe begleitet hatte; es war eine Bürgersfrau, die erst gestorben war. Der Schäfer hatte die Rolle, das Herz von dem Erhängten auf einem hölzernen Kreuze des Friedhofes dreimal kreuzweise zu durchschneiden, und hernach ebenfalls neunzig Vater-Unser zu beten, ohne das „Amen“ dazu zu sprechen. Der Müller übernahm auch eine Rolle. — Um halb eilf Uhr gingen alle drei miteinander dem Friedhofe zu, wo sie gleich nach dreiviertel auf eilf Uhr ankamen. Todesstille herrschte ringsum, das nur hie und da von den dumpfen Tönen der Eulen unterbrochen wurde, welches die schaurige Stille noch grausenerregender machte. Jeder begab sich auf seinen Posten. Schlag eilf Uhr fiel der Gerber auf das ihm schon bewußte Grab hin, und that, wie ihm befohlen wurde. Der Schäfer durchschnitt sein Herz während dem eilf Uhr schlagen und betete seine neunzig Vaterunser. Der Müller legte die Tafel auf das Grab

eines unschuldigen Kindes, worauf die neunzig Nummern der Zahlenlotterie mit der geweihten Kreide geschrieben waren, setzte die drei Todtenköpfe auf die Tafel, welche er schon bei sich hatte, und betete unter dem eilf Uhr schlagen das Gebet: Im Namen der höchsten Dreieinigkeit, im Namen des ganzen himmlischen Hofes, so wahr Christus geboren von der Jungfrau Maria, so wahr Petrus und Paulus seine Apostel, so wahr der Fluß Jordan, wo Johannes taufte, und so wahr Christus gestorben für uns, so wahr geschehe es! — Amen durfte nicht beigesetzt werden. Betete auch neunzig Vater=Unser, und suchte seine Mithelfer auf mit der Warnung: Jetzt müsse man sich eiligst entfernen, welches auch geschah. Als sie aber alle drei sich dem Kirchhofthore näherten, standen halbmondförmig sieben ungewöhnlich große Katzen ihnen im Wege, die mit leuchtenden Augen sie zornig anglotzten; ein unheimliches Gemurr der Katzen steigerte die Angst der drei Nachtwandler, und mit einem Sprunge überflogen alle drei die ziemlich hohe Kirchhofmauer, ohne daß sie sich ihren gemeinsamen schnellen Entschluß erklären konnten. Ein gellendes Geschrei der Katzen, als sie sich außer dem Friedhofe befanden, jagte alle drei in die Flucht, wo jeder angstschlagenden Herzens seiner Heimath zueilte. Der Müller hatte aber seine Aufgabe noch nicht gelöst, er mußte seine Tafel wieder holen, was geschehen mußte, bevor man den englischen Gruß des Morgens läutete. „Was sein muß, das muß sein!“ ermuthigte der Müller sich selbst, ging jedoch pochenden Herzens dem Kirchhofe zu; sah zuerst vorsichtig über die Friedhofmauer, und als er sich überzeugte, daß ein räumiger Weg sei, so stieg er über die Mauer und näherte sich dem Grabe, wo seine Tafel lag. Trug die Todtenköpfe wieder auf ihre alten Plätze, wo er sie früher genommen hatte und eilte mit seiner Tafel nach Hause. Zu Hause angelangt,

besah er sogleich die Tafel, um zu sehen, welche Nummern ausgelöscht seien, und sah zu seinem Erstaunen nur drei Nummern anstatt fünfe ausgelöscht. 11. 82. 39. waren die drei Nummern. Am frühen Morgen fanden sich auch der Gerber und der Schäfer neugierig ein, um sich bei dem Müller zu erkundigen, wie es mit den Nummern stehe. Der Müller eröffnete ihnen, daß nur drei Nummern ausgelöscht seien, wo er beiden, um sich zu überzeugen, die verhängnißvolle Tafel wies, das beide wohl auch nicht zu großer Freude stimmte, wie sie sich gewünscht hätten, um auf einmal die Lotterie zu sprengen und so reiche Männer zu werden. „Etwas ist doch besser, wie nichts", meinte der Müller, mit welchem Troste sie sich auch zufrieden gaben, weil sie mußten. Als am Abende die Lotteriegesellschaft sich wieder einfand, wurde es gleich Allen mitgetheilt, die bereitwillig Geld dazu hergaben, die Nummern recht fest zu übersetzen. Es wurde gesetzt bei der Kollecte des Städtchens, und die nächste Ziehung versicherte ihnen auch einen Terno von mehreren tausend Gulden, welche in sehr viele Bruchtheile gingen, was dem Gerber zwar eine ansehnliche Summe auswarf, aber ihn nur reute, daß er nicht mehr Geld darauf gesetzt hatte, welche Reue zwar Jeden heimsuchte, die aber nichts half. Wir müssen schon noch eine Quaterne oder eine Quinterne machen, tröstete der Müller die Versammlung, als sie ihren Gewinn theilten. Aber der Gerber war nicht mehr zu dem Experimente zu bewegen, sich dazu herzugeben, und nächtlicher Weile auf dem Friedhofe die Todten zu stören; die unwillkommenen Katzen machten in seinem Gedächtnisse einen solchen respektablen Eindruck, daß er um keinen Preis der Welt sich der Gefahr wieder bloßstellen wollte, so sehr er auch in der Lotterie sein Glück zu finden wünschte. Es war ihm jetzt wieder geholfen und er meinte, man könne ja auf

natürlichem Wege auch dazu gelangen, wenn er recht fleißig in die Lotterie setze. Dem Müller und Schäfer fehlte ein treuer Compagnon, und so konnten sie keinen weitern Versuch machen, durch Hilfe der Geister Nummern zu errathen. Sie suchten bei etlichen Männern, welche in die Mühle in Lotterie-Angelegenheiten kamen, Hilfe zu einem abermaligen Versuche; allein wenn sie ihnen die Bedingungen sagten, hatte Keiner den Muth dazu. Sie gaben die Hoffnung noch nicht ganz auf, den Gerber zu bewegen, nur noch einmal mit ihnen die Sache vorzunehmen. Der Gerber sprach es aber allemal rund ab, mit der Antwort: es sollen sich nur Andere auch dazu hergeben, es seien noch Männer genug dazu vorhanden. Unterdessen, daß die Zeit hinschlich, wo sich Müller und Schäfer miteinander berathschlagten, wie noch ein Mitglied zu gewinnen sei, daß der Versuch nochmal ausgeführt werden könne, ereignete sich für den Gerber eine andere Periode, die ebenfalls Glück versprechend war.

Eine Erfindung im Fache der Gerberei wurde von der Königlichen Regierung angeregt, wozu sich ein jeder Gerbermeister verstehen sollte, fünf Gulden und derjenige Meister, welcher das ganze Jahr hindurch Gesellen hält, zehn Gulden zu bezahlen. Das Königliche Landgericht ließ sämmtliche Gerbermeister des Städtchens zusammenberufen und publizirte ihnen die Erfindung, welche viel Vortheil und Ersparung an Gerbstoff versprach. Das Interesse, welches der gnädige Herr Landrichter mit vieler Wärme den versammelten Meistern vortrug, wirkte so eindrucksvoll auf die Gerbermeister, daß Jeder sich dazu verstand, die verlangte Prämie zu bezahlen, wenn hier das Geheimniß des Erfinders offerirt werde. Der Herr Landrichter nahm die Meister über ihre Entschließung zu Protokoll, wo sie sich zu unterzeichnen hatten, welches bereitwilligst von denselben erfolgte, bis auf einen Gerber-

meister, der Alles ruhig mit angehört hatte. „Nun, Herr Gerbermeister, warum wollen Sie sich nicht unterschreiben?" fragte in barschem Tone der gnädige Herr Landrichter den Meister, den wir unter dem Namen „Ungar" kennen. „Gnädiger Herr! er kann nicht schreiben", antwortete vorlaut der Gerbermeister Albert, der tückisch lächelnd sich dem Herr Landrichter näherte, sich innerlich freuend, daß er dadurch seinen Mitmeister beschäme. Die übrigen Meister blickten mit einer gewissen verachtenden Miene auf den „Ungar", und ließen ihm es fühlen durch ihre scheelen Augen, die sie auf ihn warfen, als wollten sie sagen, der hat nicht einmal so viel Bildung, daß er seinen Namen schreiben kann. Den „Ungar", den dieser Spott noch mehr reizte, antwortete dem gnädigen Herrn Landrichter mit einem gewissen gefaßten Pathos: „Gnädiger Herr! wie soll ich mich zu etwas verstehen und noch dafür bezahlen, was ich selbst kann! Die Erfindung, welche hier im Fache der Gerberei ausgeschrieben ist, bewahre ich schon lange selbst als Geheimniß, und wenn es mir erlaubt wird, das Geheimniß meinen Mitmeistern im Königreiche mitzutheilen, so bin ich mit der Hälfte der Prämie zufrieden, wie sie so eben verlangt wird!" — Die Prämie war auf fünfzig tausend Gulden angesetzt. — „Schön! Bravo! entgegnete ihm freundlich gelassen der Herr Landrichter. Seine Mitmeister, über diese ungeahnte Aeußerung betroffen, wußten kaum, wie ihnen geschah, und sahen einander erstaunt mit großen Augen an. Die Mißgunst trieb sie, ihre Verachtung laut werden zu lassen, und sie machten die gehäßige Bemerkung: „Was wird denn der wissen, er kann ja seinen Namen nicht einmal schreiben, riefen sie einstimmig. Von dessen Erfindung wollen wir nichts wissen, warf ein alter Graukopf von einem Gerbermeister ein. Da behalten wir unser Geld, schrie der Zunftmeister. Sein Ge-

heimniß mag er behalten, gnädiger Herr! ließ der Gerber Albert sich hören. Diesen Sturm zum Wohle der Industrie zu beschwören, befahl der Herr Landrichter Ruhe und nahm das Wort. „Meine Herren Gerbermeister! Was ihr so eben gehört und gesehen habt, ist euch unmöglich wieder zernichten zu können. Das Wohl der Industrie des Landes und der Wille Sr. Majestät unsers geliebten Königs ist es, der Erfindung beizustehen und sie in Ausführung zu bringen, wenn auch beschränkte Köpfe dagegen sind. Ihr dürft nicht glauben, wenn einer nicht lesen und schreiben kann, daß ihm deßwegen die Talente fehlen; Talente hat Gott gegeben, sie sind das unentreißbare Eigenthum dessen, der sie besitzt, und wir sind gezwungen von einer höhern Macht, sie anzuerkennen, wo sich kein Fürst auf dem Throne schämt. Ich bin stolz darauf, einen Bürger zu besitzen in meinem Landgerichte, der die Fähigkeit besitzt, der Industrie, dem Wohle des Landes und dem Wunsche unseres vortrefflichen Königs entgegenzukommen. Mit meiner ganzen Pflicht werde ich diesem Bürger und Gerbermeister beistehen, dem eure Gehäßigkeit das Vertrauen rauben will.“ Als sie sahen, daß ihr „Ungar“ auf einmal einen so mächtigen Beschützer fand, konnten sie ihrem Haße nicht anders genügen, als daß sie einstimmig keinen Antheil haben wollten an dem Interesse, welches dadurch die Gerberei betreffe. Der kluge Herr Landrichter ließ die übrigen Meister nach Hause gehen, mit dem Bemerken: „sie werden den Ausschlag doch nicht geben.“ Der „Ungar“ wurde von dem Herrn Landrichter zu Protokoll genommen, das an die kgl. Regierung eingeschickt wurde. Im siegesstolzen Bewußtsein begab sich der verachtete Mitmeister nach Haus, dieses Ereigniß seiner Frau mitzutheilen. Die Frau aber empfand nicht die geringste Sensation über die Hoffnung,

welche ihr Mann ihr mit den rosigsten Farben in Bildern vorzumalen suchte. „Erfindung — ei was Erfindung! Gerbestoff? was ist das für ein Ding? wie kommst du zu solchen Narrenpossen?" Ihr Mann suchte sie darüber aufzuklären, daß ihm der Herr Landrichter sehr gewogen sei und für ihn mit allem Eifer wirken werde, ihm zu der Prämie von fünfundzwanzig tausend Gulden zu verhelfen. „Krämie! was ist das für ein Pelz?" sprach das naive Weib, die den letzten Satz ihres Mannes in keinen Zusammenhang bringen konnte. „Ich glaube, du und dein Landrichter sind verrückt. Krämel, wolltest du sagen, denn du bist so immer nur halb deutsch, sprach sie, geh, laß mich aus, ich will nichts wissen von deiner Gerberei." Der Gerber sah wohl ein, daß seine Freude bei ihr auf dürren Grund gefallen sei und sie ihn nicht begreife. „Du verstehst halt nichts", entgegnete er ihr mit trockenen Worten. „Ja, besser wie du", erwiederte sie gereizt. Lachend verließ sie der Gerber, indem er sich aus dem Zimmer entfernte und wieder an sein Geschäft ging. „Muß doch wissen, was der hat," sprach unzufrieden, von Neugierde geplagt, zu sich selbst die Gerberin, mein Nachbar kann mir besser Aufschluß darüber geben. Als sich ihr Mann entfernt hatte, ging sie augenblicklich zum Nachbar Gerber Albert. Schon bei ihrem Eintreten ins Zimmer des Nachbars wurde sie von ihm als Frau Millionärin begrüßt, — denn er sprach gerade über die Sache mit seiner Frau. — „Siehst! der hat auch so ein hirnwüthendes Geschwätz," antwortete die Eintretende ihm rasch darauf, worüber die Familie des Gerbers Albert in gellendes Gelächter ausbrach; wo die Befangene natürlich auch mitlachte. Es setzte sich jetzt alles fest zusammen, um die Sache erklärlich zu machen. „So sagt mir doch, was mein Mann heute auf dem Landgerichte angestellt hat, daß er die Nase so hochgestellt nach Hause

brachte, Nachbar? Ich begriff gar nicht, was er als für Zeug daher plauderte, von einem Krämel Pelz und von fünfundzwanzig tausend Gulden hat er gesagt und habe der Herr Landrichter gesagt, jetzt weiß ich nicht, ist der Herr Landrichter ein Narr, oder ist mein Mann einer geworden, welches letztere ich beinahe glaube." Noch ärgeres Gelächter, als wie zuvor, kitzelte das Zwergfell der Anwesenden, das die Rede der naiven Gerberin würzte. „Nein! meine liebe Crescenz, das ist so — nahm nach einer Pause mit wahrheitsliebender Miene der Gerber Albert das Wort: Euer Mann ist ein Pfiffikus, er ist ein Erfinder, — und verzog dabei das Maul, daß ihm seine große Nase krumm stand — seine Kunst in der Gerberei will er zeigen, und uns Gerbern etwas lehren, was wir schon längst vergessen haben; der Herr Landrichter will ihm dazu behilflich sein, und dafür soll er fünfundzwanzig tausend Gulden erhalten, wenn wir so dumm sind und geben's her." „Ha! ich hab' mir's schon gedacht, daß mein Esel etwas hinter den Ohren hat, welches er nie in den Kopf hinein bringt", belustigte auf Kosten ihres Mannes die Gerberin die Anwesenden, welche ihr lachend Beifall zunickten. Bei spöttischen, mißgünstigen Bemerkungen verblieb die Gerberin bei der ihrem Manne so feindlich gesinnten Familie den ganzen Nachmittag, in albernem Geplauder nutzlos die Zeit verbringend, bis der Abend die Gerberin mahnte, ihre Gastlichkeit aufzuheben. Mit ironischem Lächeln verspeiste die Gerberin in Gesellschaft ihres Mannes und ihrer Familie die frugale Abendmahlzeit, welche ihre alte Mutter bereitet hatte. „Warum lachst du heute immer?" fragte sie freundlich ihr Mann. „Ha! ich habe meine Ursache auch", und brach in ein lauteres Gelächter aus, das dem Manne auch eine frohe schelmische Miene verlieh. „Es muß dich doch etwas besonderes kitzeln", fuhr der Mann fort.

„Nun ja! daß du ein Tausendkünstler bist, habe ich erfahren, der Andern lernen will, was sie schon vergessen haben." Dieser letzte Satz traf das Herz des Mannes so stark, daß es verwundet wurde von dem giftigen Pfeile der Satyre. „Du bist ein Rindvieh", sprach der erzürnte Mann. „Und du ein Esel, wir lachten deine Dummheit brav aus beim Gerber Albert drüben." Kaum hatte sie die Worte „Gerber Albert" gesprochen, so flogen ihr schon ein Paar so derbe Ohrfeigen zu, daß ihr der Kopf wackelte. Sie konnte nichts eiliger thun, als die Stubenthüre ergreifen und ihren Mann mit ihrer kräftigen, gellenden Stimme so schimpfen, daß es die ganze Nachbarschaft hören konnte. „Du Lump! Du Taugenichts! Du ungarischer Spitzbube! Du Eselsfutter, schrie die erboßte Frau aus Leibeskräften, Geld möchtest haben, wenn die Gerber so dumm wären, aber die pfeifen dir was und deinem verdrehten Landrichter. O — ihr einfältigen Tröpfe! Die Leute lassen sich nicht so anmachen wie ihr meint, deine Kunst ist in den Dreck gefallen, da mag sie dein Landrichter suchen"; schrie sie unaufhörlich. Ihr Mann, aufs äußerste gebracht, eilte ihr nach und erwischte das rasende Weib auf der Gasse, prügelte sie wacker durch und wollte sie ins Haus schleppen; dem aber der Gerber Albert Einhalt that. „Was geht das euch an", stieß der Mann den unberufenen Nachbar zurück, der aber in voller Wuth über den beleidigten Mann der geprügelten Frau herfiel, daß er mit dem Nachbar zu thun hatte, dem sein lediger Bruder auch noch beisprang, und das Weib entwischte. Ein Kampf auf Leben und Tod entspann sich, dem aber der „Ungar" unterliegen mußte, als noch mehrere kräftige Hände der Nachbarschaft sich darein mischten. „Lumpenwaare, ihr hetzt meine Frau auf!" schimpfte der „Ungar" die Nachbarschaft und besonders den Gerber Albert, ich will euch schon

kriegen. Das Weib aber suchte wieder auf einige Zeit Zuflucht bei ihren Freundinnen, die sie in Schutz nahmen. Durch diesen verwirrten Haushalt schloß sich der Gerber immer fester an die junge Base an, welche als Magd ihm diente, und beschloß in seinem erbitterten Gemüthe seine Frau auf irgend eine schickliche Art auf die Seite zu schaffen. Gift zu geben, war nicht rathsam, da es aufkommen könnte, sie auch stets mißtrauisch war, es sollte ihr der Garaus gemacht werden durch eine recht schnöde Behandlung. Die Gerberin merkte wohl bald, daß es auf sie abgesehen sei. Ihr Mißtrauen stieg in dem Grade, daß sie ihre Vermuthung offen ausschrie und sich immer fester an die alte Nachbarin und den Gerber Albert anschloß. Manchen Tag wurde gekocht und getäschelt bei der alten Schlange drüben, die die Gerberin so für sich einzunehmen wußte, daß dieselbe mehr bei ihr aß, als wie in ihrem eigenen Hause. Die Alte übernahm natürlich die Kochkunst, wo ihr die Gerberin mit Mitteln beihalf, als: Mehl, Schmalz, Butter, Eier, das die thörichte Frau alles ihrer Haushaltung heimlich entzog, so oft sie auch ihre alte Mutter warnte. Sollte etwas Besonderes gekocht werden, welches ihr verwöhnter Magen naschen wollte, versah sie die Alte auch mit Geld — das sie listig ihrem Manne für das verkaufte Leder hinterhielt — die immer den Preis höher anschlug, damit sich auch die Tasche der Alten füllen möge. Der Mann merkte es ziemlich spät, daß seine Frau ihm Geld unterschlage, und ließ ihr kein Recht mehr, Leder zu verkaufen, welches die Frau noch mehr erboßte. Die alte Nachbarin wußte auch darin Rath, ihrer Gönnerin aus der Noth zu helfen. „Was, ihr seid die Frau des Hauses, und habt so viel Recht, als wie euer Mann, ein Weib muß auch Geld haben, sie braucht manchen Kreuzer zu etwas, was der Mann nicht versteht

und nicht wissen muß, ihr seid eurem Manne keine Rechenschaft schuldig, sagte die Alte, der ihre brave Kathi beistimmte, zu der Gerberin, als sie ihr ihre Noth klagte. Da schaut ihr, wie ihr ein Stück Leder bekommt, ich will es euch schon aufheben, bis ihr's verkaufen könnt", tröstete die Alte die bekümmerte Gerberin, der dieser Trost auch sehr gefiel. „Warte, die müssen wir ganz an uns reißen, sprach eines Tages die Alte zu ihrer Tochter, der vergebe ich." „Ja, Mutter, dann wird sie ja hin, und ist auf immer verloren für uns", bemerkte klug die Tochter. „Ei, du ungeschicktes Kind! nicht so wie du meinst — sondern nur, daß sie eine Gemüthsstimmung kriegt gegen ihren Mann, daß er ihr unausstehlich werden muß!" und lächelte dabei teuflisch. Die befangene Gerberin befolgte getreu den Rath der Alten, und schleppte Leder davon, daß sie im Ueberflusse ihrem lüsternen Magen fröhnen konnte von dem erlösten Gelde. Leute gab es immer, die bereitwillig um einen Spottpreis ihr das Leder abkauften, und so ein geheimes Waarenlager gefiel manchem Schuster, der nächtlicher Weile den Handel abschloß für seinen Profit. Hatte die Gerberin auf solche Weise wieder ihre Kasse in zufriedenen Zustand gesetzt, so konnte die alte Hehlerin auch darauf rechnen, daß sie dem Magen der Gerberin ihre Kunst produziren dürfe, den die Gerberin unaufhörlich mit Wehmuth besang, daß er ihr so viele Schmerzen verursache und die gewöhnliche Hausmannskost nicht ertragen könne, sie müsse etwas Extraes essen, was ihr Mann ihr durchaus nicht gönne. Die Alte zeigte die größte Theilnahme und spornte die Gerberin an: sie solle nur befehlen, was sie wünsche, werde ihr gekocht, bei ihr könne sie es dann mit Ruhe verzehren; welches sich die Gerberin nicht zweimal sagen ließ. Die Alte richtete es so ein, daß sie und ihre Tochter von den Extraspeisen nichts mitaßen, als

wollten sie der Gerberin häuslich sein. So schickte es sich eines Tages, daß die Alte der Gerberin vergeben konnte. Bald zeigten sich die Folgen, daß die Gerberin ihrem Manne noch gehässiger in den Weg trat, als zuvor. Mit kreuzgrämiger Verabscheuung verfolgte die Gerberin ihren Mann, daß es oft zu Hader und Schlägen kam, wo sie ihrem Manne offen vorwarf, er habe ihr vergeben. Der Gerber merkte allmälig, wie sein Hauswesen immer mehr den Krebsgang nahm, und über ihn ein Influens anderer Art verhängt sein müsse. Er fragte hie und da um Rath, so auch seinen Müller — bei dem er immer noch fleißig einsprach — um Auskunft bat, der ihm mit gewohnter Vorliebe den Rath ertheilte, er solle einmal die Wurzengraberin Berchtold einkehren lassen, sie habe seinem Nachbar, dem Fischer, und schon mehreren Familien geholfen. Der Gerber machte den Versuch, indem er mit seiner Frau vorher, da sie gerade in guter Laune war, sich ins Einverständniß setzte. Auf des Müllers Geheiß, der gut mit der Berchtold bekannt war, und wo sie öfters einkehrte, schickte er sie dem Gerber ins Haus, der dem Müller den Auftrag gegeben hatte: sie so bald wie möglich in sein Haus zu schicken. Als die Berchtold kam, saßen gerade der Gerber und seine Frau mit Familie bei der Morgensuppe, um sie zu verzehren. Wir müssen zuerst die Person etwas beschreiben, wie sie aussah. Ein leises dreimaliges Anklopfen an der Zimmerthüre verkündete, daß ein Fremder sich melde. „Herein", ertönte von dem Gerber, nochmal anklopfend: „Herein!" wiederholte die Gerberin schon etwas stärker, als ihr Mann; abermals anklopfen, ließ sich ein „herein!" hören, daß sämmtliche Anwesende schrien und der Mann sich schon von dem Stuhle erhob, um zu sehen, wer draußen sei; als eine in den vierziger Jahren alte weibliche Person schleichend und langsamen Schrittes ins Zimmer trat, mit dem Gruße:

„Gelobt sei Jesus Christus!“ dem ein in „Ewigkeit“ von den Anwesenden erwiedert wurde.

„Seid nicht böse!“ fing die Unbekannte mit frommer Miene an, „mein Gehör ist sehr schlecht und ich klopfe so lange an, bis ich's deutlich vernehme, daß Eintritt begehrt wird. Mein Erscheinen darf euch lieben Leute nicht befremden, fuhr sie noch immer im Zimmer stehend fort, der brave Müller schickt mich her.“ — Der „brave Müller“ schickt mich her, hatte der Gerber kaum vernommen, so befahl er ihr, da er ihr noch immer gegenüber stand, sich zu setzen. Mit sichtlicher Ermüdung nahm sie Platz auf der Bank, die längs der Wand angebracht war, stellte ihr weißes von geschälten Weiden geflochtenes Armkörbchen darauf und schwieg eine Weile, bis sich die Tischgesellschaft aus dem Zimmer entfernt hatte. Jedes ging seiner Bestimmung nach und der junge Knabe Franz lief mit seinem Schulranzen der Großmutter nach in die Küche, noch ein Stück schwarzes Roggenbrod auf den Weg begehrend. Die Großmutter gab dem jungen Philosophen ein Stück Hausbrod, das sie ihm von einem gewöhnlichen Hauslaib schnitt, und nach Empfang dessen bemerkte er der Großmutter schelmisch: das ist eine Hexe! die darinnen sitzt, und sprang hüpfend die Stiege hinunter seiner Schule zu. Die Großmutter lachte zu sich selbst über diese naive Aeußerung des Knaben, welche er in seiner Einfalt gesprochen hatte, und meinte, der Knabe könne vielleicht nicht fehlgesprochen haben. Das vergelbte, faltige Gesicht mit den eingefallenen schwarzen Augen, die von einem unheimlichen Feuer leuchteten, und das rabenschwarze, unordentlich gekämmte Haar, das nur einen gewöhnlichen, geraden Scheitel sehen ließ, der seine Linie über der Stirne gegen den Nacken zu beschrieb, welche eine schmutzige, altersgraue, mit falschem goldenen Schlusse und Boden versehene schwä-

bische Kappe — Regina-Kappe nach dem lokalen Ausdrucke, — auf dem Hinterkopfe halb bedeckte, konnte eher zu des Knaben Ausdruck vermuthen lassen, als wie zu einem Weibe des Heils. Abgelebte Züge und die schlaff herabhängende untere Kinnlade sprachen deutlich von den vielversuchten Sinnesgenüssen des Weibes, die sie um vieles älter machten, als sie wirklich war. Eigentlich war sie kein Weib und hatte noch nie diesen Titel legitimiren können, konnte aber doch Kinder aufweisen, die in Folge ihrer trefflichen Erziehung im Zuchthause oder frühzeitig im Konkubinate schwelgten und die Fußstapfen ihrer Mutter verriethen. Klugerweise gab sie sich für ein armes Weib aus, der ihr Mann schon längst gestorben war. Als beide Eheleute nur mehr allein im Zimmer waren, holte das Weib, wie wir sie nennen wollen, tiefen Athem aus der Brust und fing mit forschenden Augen beide Eheleute zu fixiren an: „Euerm Hause können die bösen Leute zu, das sah ich schon im Hereingehen, wollt ihr mir vertrauen und zu allem die größte Verschwiegenheit haben, so will ich euch Mittel geben, daß sie euch nicht mehr schaden können!“ Natürlich versprachen die Eheleute, ihr zu gehorchen, da sie ihnen noch versprach, keinen Pfennig zu begehren, außer was ihr freiwillig dargereicht werde. „So laßt einmal hören, was wir thun sollen?“ fragte vorwitzig die Gerberin das Weib, welches ihr schon gefiel durch ihre sanfte Redensart. „Habt ihr Weihrauch, geweihte Kreide und Taufe da?“ fragte das Weib die Gerberin. „Ja wohl!“ antwortete ihr die Gerberin: „So hol's, befahl ihr das Weib, in Gottes und der höchsten Dreieinigkeit Namen.“ Die Gerberin holte das Verlangte und stellte es auf den Tisch. „Jetzt müssen wir das ganze Haus ausräuchern, alle Betten, Schränke und Kästen“, sprach das Weib. Sie befahl noch die Hausthüre fest zu verschließen und Niemand

auch keinen Menschen während dem Räuchern einzulassen, auch nichts auszuleihen oder zu entlehnen, bis die Krisis vorüber sei, welche ein halbes Jahr dauere. Im ganzen Hause wurde geräuchert, daß diese Wolken den Tag verfinsterten, an Thüren, Kästen, Schränken und Bettstellen die drei Buchstaben C † M † B † mit den drei Kreuzen geschrieben mit der geweihten Kreide, als wie am heiligen Dreikönigstage, und mit geweihtem Wasser besprengt. Das Weib aber konnte alles mit Argusaugen ausnistern, was die beiden Eheleute nicht merkten. Unter dieser Ceremonie kam aber der Knabe Franz von der Schule nach Haus und begehrte ungestüm Einlaß, er riß beinahe die Glocke des Hauses herunter und pochte an die Hausthüre, daß sie entzwei zu brechen drohte. Das Weib fuhr zusammen und glaubte schon, ein Häscher sei da und werde ihre guten Werke stören. Geschwind machte sie der Ceremonie ein Ende und versprach in zitternder Angst die Sache ein andermal fortzusetzen. Unterdessen besann sich der kühne Knabe nicht lange, daß ihm nicht aufgemacht wurde, erkletterte mit Behendigkeit das Hofthor und drang durch die Werkstättethür in das Haus. „Ja! ich glaube, die spielen Theater, rief er, als er die Stiege herauf kam und den qualmduftenden Weihrauch einathmete, der ihn an das Kindertheater erinnerte, welches ihn manchmal auch auf die Bühne rief, und in dem Städtchen seit einiger Zeit bestand. „Habt aber einen garstigen Souffleur, dem ich nicht folgen würde", setzte er fort, als er die Stiege herauf war. „Still! dummer Junge", herrschte ihn der Vater an. „Möchte wissen, wer dumm ist?" erwiderte dreist der Knabe, und nahm eine kecke herausfordernde Stellung an. „Aberglauben ist eine Schande, habe ich schon in Büchern gelesen, und man wird ausgelacht, hat mein Lehrer gesagt; alte Hexe, mach', daß du aus dem Hause

kommst, oder ich schlage dir die Nase breit," und schwang den Schulranzen nach ihr, der, wenn sie nicht ausgewichen, ihrer Nase gewiß eine andere Form gegeben hätte. Eine tüchtige Ohrfeige des Vaters kühlte den Muth des aufgeklärten Helden, und er schlich zürnend in das Zimmer. „Für heute, meine lieben Leute, wollen wir die Sache aufgeben, sucht einstweilen, bis ich wieder komme, Hufnägel, aber unbeschrieen, dann wollen wir sehen, was weiter zu machen ist;" empfahl sich und ging, ohne etwas anzunehmen, das ihr die Eheleute unaufgefordert einhändigen wollten. Der kühne Knabe hatte dem Weibe einen solchen Respekt eingeflößt, trotzdem sie unter dem Schutze seines Vaters stund, daß sie ganz verwirrt wurde und nicht mehr mächtig war sich zu sammeln; sie konnte also nichts Besseres thun, als sich so schnell wie möglich entfernen, wie der junge Held in seinem natürlichen Mutterwitze ihr befohlen. Die alte Nachbarin, die, so oft eine fremde Person sich dem Hause des Gerbers näherte oder darin einen Lärm hörte, das Fenster aufriß, um ihrem Ohre vernehmlicher zu dienen, wenn Worte gesprochen wurden, that es auch diesesmal ihrer Gewohnheit getreu. Vorwitzig gewahrte sie, daß in dem Hause etwas vorging, welches außergewöhnlich war, desto auffallender war ihr und der Nachbarschaft der Lärm, welchen Franz machte, als er von der Schule kam, und er seinen Einlaß mit Gewalt erzwingen mußte. „Was hat es denn heute gegeben, daß ihr den Franz nicht eingelassen habt?" fragte die Alte unbefangen die Gerberin, als sie am Nachmittage zu ihr hinüber kam. „Es war nichts! erwiderte die Gerberin; der Lausbube wird anfangen recht unartig in seiner Schule, wir warteten ihm nicht gleich auf, und so stieg er über das Hofthor, hat aber schon seine Watsche bekommen. Die Alte sah schon, daß sie nicht recht heraus=

wollte mit der Sprache, und sagte: „Das Weib, welches den ganzen Vormittag bei euch war, ist ein recht braves, rechtschaffenes Weib, sie ist mir auch bekannt und hat mir bei meinem Mann selig schon einmal von einem Uebel geholfen, wofür ich mein Lebtag ihr nicht genug danken kann." Diese zuvorkommende Sprache lüftete die Zunge der Gerberin, sie erzählte alles haarklein der Alten, die mit der größten Aufmerksamkeit ihren Worten lauschte. Als sie aber sah, daß ihr kein Abtrag dadurch geschehe, ermuthigte sie die Gerberin, sie solle nur fortfahren mit dem Weibe, es sei ihr Glück. Geistesverwandt war das Weib ohnehin der alten Nachbarin, und bekannt auch, warum sollte sie ein Werkzeug verschwätzen, das ihrer Rache, die sie so beharrlich an der Gerberin ausführte, noch eine Zuthat gab. Ein anderes Phänomen traf indessen den Gerbermeister. Die Erfinder, welche zuerst angeregt hatten, für die Gerberei einen Gerbstoff gefunden zu haben, welcher viel Interesse verspreche, schrieben ihr Geheimniß öffentlich in den Gewerbsblättern aus. Der Herr Landrichter übermachte dem Gerbermeister eine schriftliche Belobung, die von der Königlichen Regierung gekommen und von einer Prüfungskommission unterschrieben war, die ihm die Anerkennung seines eingeschickten Musterleders mit dem größten Lobe besprachen. Der Herr Landrichter drückte sein Bedauern aus, daß die ersten Erfinder durch diese Ausschreibung seine gerechte Hoffnung zernichtet haben, er solle aber nur nicht verzagen, ein tüchtiger Meister, wie er, finde immer sein Fortkommen. Diese leeren Trostworte entschädigten unsern Gerber freilich nicht für den Spott und Hohn, den ihm seine Zunftgenossen und mehrere beschränkte Köpfe der Stadt fühlen ließen. Das sehr zerrüttete Hauswesen des Gerbers mochte freilich keinen Ausweg finden, halbverzweifelnd brütete er Pläne, die ihm

wieder zu einem neuen Hebel verhelfen sollten. Das Weib kehrte öfters, wie sie versprochen hatte, bei dem Gerber ein, und führte ihr Versprechen aus. Man mußte mit den Hufnägeln an jeder Thüre einen hochgeweihten Talisman annageln, der in eine rohe Leinwand eingenäht war. Den gleichen Talisman mußte der Gerber und die Gerberin anhängen, mußten der verschmitzten Betrügerin Geld geben zum Messelesenlassen, wie sie vorgab, und steckten in ihrem Aberglauben dem Weibe noch manche Effekten und Geld zu. Am Ende, als das halbe Jahr, die „Krisis", wie das Weib es nannte, vorüber war, hatte sie durch öftere Besuche das ganze Haus ausspekulirt, es war ihr ein Leichtes, auszukundschaften, wann der Gerber auf den Markt ging, und ob auch Geld im Hause sei. Als sie Gewißheit erlangt hatte von der redseligen Gerberin, unterrichtete sie ihren Sohn, der erst aus dem Zuchthause zurückgekommen war, von der Sache, und es wurde gleich Anstalt gemacht, den Plan auszuführen, wie ihn die Mutter beschrieb. Der Sohn brach eines Abends in das Haus des Gerbermeisters ein, und holte mit gewohnter Fertigkeit sechzig Gulden aus dem Kasten, den ihm seine Mutter in der vordern Kammer bezeichnete, ohne daß es im Hause Jemand bemerkte. Als der Gerber nach Hause kam von dem Jahrmarkte in später Nacht, wollte er sein Geld in den Kasten legen, das er für die verkaufte Waare gelöst hatte, fand aber zu seinem größten Schrecken den Kasten erbrochen und das Geld fort. Bald gewahrte er, daß das Fenster erbrochen sei, wo die Nachtluft so stark eindrang, daß sie ihm beinahe das Licht auslöschte. Er rannte wie verrückt in das Wohnzimmer, wo seine Frau im Bette lag, und rief ihr in der größten Aufregung zu: „Bei uns ist eingebrochen worden, das Geld ist fort, hast du nichts gehört?" Die Frau betheuerte hoch und

fest, daß sie nichts gehört habe, stand auf und hielt mit ihrem Manne Recherche im ganzen Hause, wo die Magd und die Großmutter aufgeweckt wurden, die ebenfalls betheuerten, nichts gehört noch gesehen zu haben. Er machte die Anzeige bei Gericht über den Vorfall, wo ein jedes Mitglied der Familie vernommen wurde, sonst aber kein Resultat zum Vorschein kam. Bald darauf erwischte die rächende Nemesis die Gaunergesellschaft bei einem andern Diebstahl, wo die Berchtold im Vereine mit ihrem Sohne und ihrem in Lastern alt gewordenen Liebhaber, der wieder auf freiem Fuß war, gepackt und in Untersuchungshaft gelegt wurde. Hartnäckiges Läugnen half freilich nicht aus der Schlinge, in der sie sich diesesmal selbst gefangen halten; sie suchten aber darin nach ihrer Gewohnheit eine persönliche Sicherheit, die jedoch so ausfiel, daß alle drei Individuen dem Zuchthause wieder auf einige Zeit zuwanderten. Jetzt wollen wir wieder auf einige Zeit den Müller aufsuchen. Die vielerlei Opfer, wie sie dem Müller gebracht werden mußten, um der Schatzgräberei dienlich zu sein, erhielt er nicht nur von befangenen Laien, sondern auch Diener Gottes, „geistliche Herren" in lokalem Ausdrucke des Volkes, standen der Sache bei, und wollten dadurch ihrer finanziellen Lage zu Gute thun. Leinwand, Flachs, Mehl, Getreide aller Gattung; eifrige Hausmütter brachten Gänse, schnitten die Betten auf und brachten die Federn davon, kurz ein Jedes brachte seine Opfer, so gut es konnte, die in jeder beliebigen Gestalt bereitwillig angenommen wurden, mochten sie Cerealien, Effekten oder Geld heißen. Das Schlimmste war noch dabei, daß der Müller von dem Allem nichts berühren durfte, bevor er nicht seinen Segen darüber gesprochen hatte. Die einfältigen Leute mußten daher die Opfer, wie sie in ihrer mannigfachen Gestalt gebracht wurden, auf sein Geheiß alle

zurechtstellen oder zurechtlegen gerade so, wie er es anordnete. Geld aber, das splendide Geld! mußten die gehirnlosen Narren ihm selbst in den Sack oder in die Tasche stecken, denn bei Leibe durfte er es nicht berühren, so lange sein sympathetischer Segen nicht darüber gesprochen war. Thüren und Fenster wurden verhängt; um den Leuten zu zeigen, daß es mit seinem Segensprechen Ernst war, mußten sie sich entfernen, wo jedes Schlüsselloch und die geringste Oeffnung des Hauses und der Mühle sorgfältig verstopft wurde. Naseweise Halbnarren paßten der Ceremonie heimlich ab, indem sie an dieser oder jener Ecke des Hauses und der Mühle horchten, konnten aber nichts vernehmen, als ein leises Gemurmel zuerst, das immer stärker wurde, bis ein höllisches Kettengerassel dem ganzen Lärm ein Ende machte. Die Ketten schienen allemal ins Wasser zu fallen, was die Phantasie der Horcher in ängstliche Stimmung versetzte, und sie glaubten ein aufbrausendes Gezische des Wassers noch dazu zu vernehmen; dann ein starkes Hin= und Herfahren mit den Lichtern in der Mühle, worauf Todesstille folgte. Von panischem Schrecken ergriffen, flohen die Horcher ihrer Heimath zu. Kam die Schatzgräbergesellschaft wieder mit neuen Opfern bei dem Müller zusammen, so betheuerte er ihnen allemal, daß es ihm viele Mühe gekostet habe, dem Teufel die Ketten anzulegen, der die Macht über diesen oder jenen Schatz habe. „Ja! getraut ihr euch denn dieses zu thun?" fragten dann neugierig ihn bewundernd die Weiber, welche auch an den verborgenen Schätzen Antheil haben wollten. „Ja, meine Lieben! von trauen ist noch keine Rede, von können!" sprach der Müller dann klug aufschauend. „Hätte ich nicht so hochgeweihte Amulette bei mir und wüßte ich mich nicht rein, der Teufel würde mit mir bald fertig sein!" setzte er warnend hinzu. „Dieses meine ich auch," sprach

bedenklich ein oder der andere Mann der Gesellschaft. „Jetzt können wir bald darüber gehen,“ tröstete der Müller die schon Jahre lang harrende Schatzgräber-Compagnie. Bei dem Gerber ging es von Tag zu Tag immer mehr zurück, seine Frau kränkelte bald und lag im Bette oder stund wieder auf, gerade wie es ihr in die Laune kam. Der Gerber war theils gezwungen, theils freiwillig wies er der jungen Base den Geschäftsgang an, mit welcher er auch verbotenen Umgang pflog, was die Frucht ihres Leibes bewies. Anfangs läugnete die Magd ihrer Base hartnäckig ihre Vermuthung, wie es die Mädchen mit einer kecken Zuversicht gewöhnlich in solchen Umständen machen, zuletzt konnte aber die Base ihren Zustand nicht mehr vor den Augen der Gerberin verbergen und die Gerberin jagte sie aus dem Hause. Bald darauf konnte die Gerberin mit Gewißheit erfahren, daß ihr Mann bei der Base Vaterstelle zu vertreten habe, die ihre ohnehin schon gehäßige Neigung gegen ihren Mann zu einer Furie steigerte. Natürlich ging es dabei mehr auf Kosten der Haut der Gerberin, als auf die ihres Mannes; er durfte nur seinen Geldbeutel aufthun für die Alimentation des Kindes. Die Neuigkeit durchflog das Städtchen schon lange vor der Geburt des Kindes wie ein Lauffeuer und gab zu allerlei Geschwätz Stoff. Die Einen meinten, wenn die Gerberin ein besseres Weib gewesen wäre, die Andern glaubten es seiner ungarischen Natur zuschreiben zu müssen; so kam es auch vor den mystischen Müller, dessen Halbheiligkeit großen Ruf genoß unter seinen Schatzgräbergläubigen, zu denen sich viele und bedeutende Leute des Städtchens zählten. Unser Gerber kehrte fleißig bei dem Müller ein und hatte auch schon so manches Opfer gebracht, jetzt, da er erfuhr, daß die Zeit der Schatzerhebung bald da sei, wollte er auch seine Ansprüche machen, die ihm aber verweigert wurden. „Ihr seid nicht mehr rein,

Gerber", sprach der Müller eines Abends, „ihr könnt keinen Antheil mehr haben an den Sachen." „Was? und ich habe so viel geopfert, so verklage ich euch!" rief der Gerber. Kaum hatte er aber die Worte: „so verklage ich euch!" gesprochen, so wirbelten ihn die Anwesenden schon zur Thüre hinaus. „Ja, ich verklage euch und alle miteinander", schrie der Gerber nochmal zum Fenster hinein. „Du Hurenkerl", schrie die Tochter, was, du uns verklagen? Ich stehe unter dem Schutze des Rechtsraths, es wird dir nicht viel helfen." Nämlich die schöne Tochter genoß wirklich die Gunst des Rechtsraths auf Kosten ihrer Jungfrauschaft, die sie zwar nicht so gar hoch anschlug. Der Gerber unterließ das Klagen und sann auf ein anderes Mittel, sich zu helfen. „Jetzt scheint der Sterne Siebenzahl", sprach der Müller an einem Abende zu seiner Versammlung, „wir müssen nun bald beginnen, den Schatz zu erheben, der im alten Schlosse vergraben ist, bei dem muß man den Anfang machen; wählt also sieben Männer aus der Versammlung, die ihr für die Redlichsten haltet." Sie wählten sieben Männer, worunter der Müller, der einflußreiche Wirth, der angesehene Nagelschmied, der reiche Bauer, der Schäfer, welcher den Lotteriespuck mitgemacht hatte, ein Geistlicher und ein armer Taglöhner. Die Wahl wurde einstimmig angenommen, der nächste Abend um Mitternacht bestimmt, unbeschrieen, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, mit dem Müller zu gehen. Wie bei einem Kinderfeste schlug der Versammlung den andern Abend das Herz hoch auf, als sie merkten, daß der Müller mit seinen ihm zugetrauten Gewählten dem Ziele entgegen ging, auf das sie schon so lange mit Sehnsucht geharrt hatten. Einige wollten das Resultat abwarten, doch die Andern ermahnten sie wieder, der Familie zu schonen, die auch der Ruhe genießen wolle, wenn es einmal zwölf

Uhr vorüber sei. So begab sich die ganze Versammlung nach Hause und das zweifüßige Siebengestirn lief auf seiner schätzedurstigen Bahn seinem Ziele nach. Bei dem Schlosse angekommen, steckte der Müller einen großen Schlüssel in das alte Schloß des Thores, welches den Einlaß außerhalb der Stadt in das alte halbverfallene Gebäude bildete. Aechzend, mit schrillem Tone öffnete sich das Schloß, wozu der Müller seine ganze Anstrengung brauchte; knarrend that sich das Thor auf, das mit schwerem Eisen beschlagen war, weshalb er die Kräfte Mehrerer der Gesellschaft beanspruchen mußte, das Thor zurückzuschieben, um in das Innere des Hofes zu dringen. So in den Hof gelangt, mußte der Müller nochmal einen Schlüssel in Anwendung bringen, der die Kellerthüre des alten Gebäudes öffnen sollte, um in die Eingeweide des weitläufigen Baues zu dringen. Nochmal der schrille Ton der Kellerthüre, welche hastig aufgerissen wurde, und langsamen, bedächtigen Schrittes ging der Müller voran, seine Collegen hinterdrein. Als der Müller drei Stufen der Kellertreppe hinunter gestiegen war, zündete er seine rothe Wachskerze an, die er zum Gebrauche der Geisterbeschwörung mit sich nahm. Frisch ging es jetzt die ziemlich lange Kellertreppe hinunter, da das Licht ihnen genugsame Helle verbreitete, um die steinernen Staffeln nicht zu verfehlen. Im Keller angelangt, den ein hohes Kreuzgewölbe mit massiven, aus Kalkstein gehauenen Säulen umschloß, schlichen sie, der Müller voran mit dem Lichte, durch das sehr umfangreiche Gewölbe einer Ecke zu, die gegen Sonnenaufgang den Keller schloß. Auf Verlangen des Müllers mußte der Geistliche seine bei sich führende Stola hergeben, die der Müller halbmondförmig ausbreitete, mit dem linken Knie auf die Mitte der geweihten Stola kniete und den rechten Fuß mit rechtwinklicher Stellung halbstehend bog, um sich in seiner Situation

aufrecht stützen zu können. Desgleichen mußten auch seine Genossen thun, die auf beiden Schenkeln der geweihten Stola knieten, daß auf jede Seite drei Personen zu knien kamen. Der Priester mußte auf der rechten Seite die Kette schließen — wie der Müller diesen halbkreisförmigen Ring nannte —, der Taglöhner machte den Schluß auf der linken Seite. Als alle Sieben in ihrer knienden Stellung waren, zündete der Müller nochmal eine geweihte Kerze von rother Farbe an, gab sie zur Linken seinem Nebenmanne, der sie durch die Hände seines zur Linken knienden Nebenmannes gehen lassen mußte, um sie dem Taglöhner zu reichen. Bei dem Taglöhner angekommen, befehligte der Müller: er solle die brennende Kerze in die linke Hand nehmen, sie mit gebogenem Arme halb erhaben über sein Haupt heben und die rechte Hand flach auf die Brust legen, dann, was er spreche, im Vereine seiner Kameraden laut nachsprechen. Nochmal zündete der Müller eine rothe geweihte Wachskerze an — die am Lichtmeßtage geweiht worden —, gab sie seinem Nebenmanne zur rechten Seite, befahl ihm, er solle sie bei seinem Nebenmanne zur rechten Seite weiter gehen lassen, bis sie in den Händen des Priesters sei. Als der Priester die Kerze empfangen hatte, befahl ihm der Müller, er solle die Kerze in die rechte Hand nehmen, ebenfalls mit gebogenem Arme die brennende Wachskerze über sein Haupt erheben, die linke Hand auf die Brust legen und im Chore nachsprechen, was er vorspreche. Den noch übrigen Geistercitirern zur linken Seite befahl der Müller, sie sollten die linke Hand flach auf die Brust legen, die rechte über ihr Haupt erheben, doch so, daß der Arm etwas gebogen sei, die drei ersten Finger der rechten Hand ausstrecken und nachsprechen, laut und ernst, was er ihnen vorspreche. Den zweien zur rechten Seite befahl er, sie sollten die rechte Hand flach auf die Brust legen,

die linke über ihren Kopf erheben, wie er schon befohlen, und die drei ersten Finger der linken Hand ausstrecken und insgesammt nachsprechen, was er vorspreche.

Der Müller selbst erhob seinen rechten Arm, indem er in der Hand die brennende Wachskerze hielt, in stumpfwinkelichter Erhöhung über sein Haupt, legte die linke Hand flach auf die Brust und fing seine Geisterbeschwörung an:

„Im Namen Christophorus des Großen, Albertus Magnus, der Blutwunden Christi, des ganzen himmlischen Hofes, der Apostel Petri, Pauli und Philippus Jakobi, der vier Evangelisten: Johannes, Markus, Lukas und Matthäus rufe und beschwöre ich dich, Geist des Daseins, so wahr mir der heilige Erzengel Michael helfen und die Macht Satanus bekämpfen wolle, erscheine und öffne deine Schätze!" — In langsamen Sätzen sprach der Müller diese Beschwörungsformel, die die Genossenschaft wortgetreu nachsprach, daß das Echo an dem Gewölbe des Kellers mehr als zehnfach widerhallte, was einen schaurigen Eindruck auf die Gemüther der Schätzesuchenden ausübte. Der Müller machte eine kleine Pause, — dann fing er wieder seine Beschwörungsformel an, und so dreimal, was ihm seine Ergebenen nachsprachen. Das dritte Mal aber vernahmen sie ein so starkes Gepolter, als wollte das Gewölbe über ihrem Kopfe zusammenstürzen, die Erde bebte unter ihren Füßen, und der Müller, dem es nicht mehr so ganz recht zu Muthe war, sprang auf — seine Collegen ihm nach, und flugs ging es die Kellertreppe hinauf; unterwegs, bevor sie die Kellertreppe erreichten, rannte aber Einer nach dem Andern an die Säulen, welche das Gewölbe trugen, mit dem Kopfe an, daß ihnen der Blitz vor den Augen herumfuhr und sie in ihrer Angst schon glaubten, die geweckten Geister verfolgten sie im feurigen Grimme. Der Müller allein hatte sein Licht noch erhalten, dem Priester

entfiel es, als er sich auf der Erde des Kellers herumwälzte, wo er, an eine Säule gerannt, niederfiel und der kluge Wirth über ihn, daß er sich schon von einem Geiste gepackt glaubte, denn der corpulente, vollwichtige Wirth fiel mit einer solchen Gewalt seines Körpers auf den Geistlichen, daß er letztern beinahe erdrückt hätte, wenn nicht die Schnellkraft des Wirthes ihn wieder augenblicklich erhoben hätte, als er so unangenehm mit seinem vollen Wirthsgesichte, mit Nachdruck von der ganzen Schwere seines überwichtigen Kopfes, die Erde geküßt, daß ihm aus seiner dicken Kupfernase das warme Blut herabrann. Wie es nur sein konnte? Der plumpe schwere Mann war beinahe wieder so schnell auf den Beinen, als er aus dem Gleichgewichte gekommen war. Wie auf Federn gefallen schnellte es ihn wieder empor, daß er kaum glauben konnte, er sei gefallen, wenn nicht seine blutende Nase und sein mit Koth bedecktes Gesicht davon gezeugt hätten. Natürlich raffte der Priester sich auch geschwind auf, als er seiner unverhofften Bürde wieder so schnell entledigt war, und suchte sein Heil in der Flucht, indem er dem Schatten des vor ihm daher grabelnden Taglöhners nacheilte, dem seine Kerze auch ausgelöscht war, aber doch noch so viel Schein von sich warf, wie ein noch klimmender Lichtputzen spärlich verbreiten kann. — „Sind alle da?“ rief der Müller die Stiege hinunter mit seiner noch brennenden Kerze. „Nein!“ tönte es im Keller nach, „helft uns doch, wir finden ja sonst aus diesem Labyrinthe von Säulen nicht heraus!“ Der Müller ging noch einige Stufen hinab, durch den Schein der Kerze eilten auch die zwei Letzten ihm entgegen. „Es ist ganz gut gegangen,“ sprach der Müller, „jetzt werden wir bald für unsere Mühe belohnt sein.“ Der Wirth, der im Schloßhofe seine blutende Nase gewahrte, wollte aber mit den Trostgründen des Müllers nicht übereinstimmen. „Gut gegangen?“ sprach er, ich hätte

Hals und Bein brechen können, mich bekommt ihr nicht mehr, klug mit dem Zeigefinger warnend, die eine Hand der umfangreichen Nase zugewendet, welche seiner Stimme ein Näseln verlieh, als rede der böse Geist aus dem Keller herauf. „Macht die Thüre zu!" schrie der Nagelschmied halberschreckt, und gab seinen Worten Nachdruck, daß die Thüre des Kellers in ihren Angeln knarrte. Jetzt wurde Rundschau gehalten, ob keiner fehle; zu ihrem größten Schrecken vermißten sie aber den reichen Bauern. „Den müssen wir suchen," forderte der Müller die Andern auf, es wollte sich aber keiner dazu verstehen, denn Jeder war froh, sich so ritterlich durchgeschlagen zu haben. „Nun, in Gottes Namen," nahm der Priester das Wort, „so suchen wir zwei ihn." Der Müller und der Priester stiegen wieder die Treppe hinab, fanden aber zu ihrem Erstaunen nichts als die Kerze, welche der Priester verloren hatte, die Kappe mit Pelz verbrämt, wie sie der Bauer trug, und die Stola, die sie in ihrer Eile vergessen hatten; alles war still und ruhig um sie her, nur das halblaute Gemurmel der oben Gebliebenen konnten sie vernehmen, die begierig lauschend ihre Köpfe unter das Thürgerüste der Kellerthüre steckten; schon ließen sie ab von ihrem spurlosen Suchen, als auf einmal ihre Aufmerksamkeit auf einen im Winde flatternden Lappen fiel, der am halbzerbrochenen Fenstergitter eines Kellerfensterstockes hing. Sie näherten sich dem Gegenstande und fanden, nicht wenig erstaunt, einen Schooßtheil der Jacke und einen Schuh mit einer silbernen Schnalle besetzt. „Der ist zum Kreuzstock hinaus und ist da hängen geblieben," errieth der Müller gleich; sie nahmen die Effekten und begaben sich wieder zu ihrer in banger Erwartung harrenden Gesellschaft. Kaum dort angelangt, zeigte der Müller die Jedem bekannten Gegenstände, und erzählte, daß keine Spur von einem menschlichen Wesen mehr drunten

vorhanden sei, und wollte ihnen schon erklären, daß der Bauer beim Fenster hinaus sei, da kam ihm aber der Wirth zuvor und jagte Allen panischen Schrecken ein, indem er schrie: „Den hat der Teufel schon geholt, behüte uns Gott davor!“ Er nahm einen Reißaus-Lauf, dem die Andern nachjagten, als hätte irgend ein Gespenst sie schon beim Genicke; zum Thore des Schloßhofes hinaus, welchen im Trabe der Priester und der Müller, vom allgemeinen Schrecken ergriffen, folgten. Weit von dem Schlosse entfernt machte der einflußreiche Wirth Halt, und seine schnellfüßigen Trabanten mit ihm. Seine ganze Beredtsamkeit mußte der Müller aufbieten, die Geisterseher zu bewegen, mit ihm in seine Mühle zu gehen, da sei wahrscheinlich der Bauer auch. Halb neugierig leisteten sie ihm doch Folge, und als sie in die Wohnstube der Mühle traten, saß der Bauer auf dem Canapee des Müllers inmitten der Müllerin und ihrer Tochter, beide fest haltend, die Müllerin am Rocke des Unterkleides und die Tochter am Arme; der Sohn des Müllers lehnte sich an den Tisch in wachehabender Stellung, dem die Angst des Bauern Lachen abzwang. Er erzählte ihnen, wie's gegangen, so viel er wußte, konnte sich aber nicht erinnern, daß er aus dem Kellerfensterstocke gestürzt sei, sondern sagte nur, er habe einen Purzelbaum gemacht und dann sei er im Freien gewesen; er wollte noch weiter erzählen, als plötzlich die Zimmerthüre aufging und die Gesellschaft hereintrat, wo der Bauer sich noch fester an Beide klammerte, daß die Tochter laut aufschrie. Die Eintretenden lachten auch, als sie den Bauern wohl erhalten in den Armen der Weiber erblickten, der sich dann erst seiner übermäßigen Furcht schämte und wieder zur rechten Besinnung kam. Jetzt erzählte Einer nach dem Andern sein Abenteuer, das Stoff genug gab zu herzlichem Gelächter. Bevor die Gesellschaft aber auseinander

ging, wußte der verschmitzte Müller, der seine Geistesgegenwart auch wieder ganz erhalten hatte, den Trost der Hoffnung dahin auszusprechen, daß er jetzt ihrer nicht mehr bedürfe, sondern den Schatz allein erheben könne, den er redlich mit ihnen theilen werde. Dieses gefiel Allen am besten und sie gingen auseinander, die frohe Hoffnung in der Brust nach so glücklich überstandenem Schrecken. „Aber meine Beule summt", klagte der Priester beim Nachhausegehen dem dickbäuchigen Wirth, sich die Beule mit der Hand fest an die Stirne drückend. „So, Herr Benefiziat, und was glauben Sie, meine Nase feuert, ich meine es sei eine Schmiedewerkstätte darin, die muß aufgeschwollen sein wie ein Blasebalg." Der neben Beiden daher schreitende Nagelschmied betrachtete die Nase des Wirthes aufmerksam, und bezeugte, daß sie tüchtig aufgelaufen sei. „Aber erst mein Arm", setzte er hinzu, „ich habe ihn beim Fallen auf die verfluchte Kellerstiege überstaucht, daß ich gewiß acht Tage lang keinen Nagel mehr machen kann." Der Taglöhner meinte, da er den Mund so derb aufgestoßen habe, daß ihm zwei Zähne in den Hals hinunter gefahren seien und beinahe seine Zunge abgebissen habe, deshalb er jetzt die Taglöhnerskost nicht beißen könne, dürfe er schon eine ansehnliche Entschädigung bekommen, wie es der Müller versprochen habe. „Bin nur begierig, was wir bekommen!" setzte der kluge Wirth hinzu. „Bei einem so alten Schatze müssen gewiß auch Antiquitäten dabei sein und gediegenes Gold, das bitte ich mir aus", sagte der Priester darauf. „Ich bin mit dem Silber auch zufrieden, wenn es nur recht große Thaler sind," äußerte sich der Nagelschmied. So führten sie ein anmuthiges hoffnungsreiches Gespräch, bis Einer dem Andern, eine gute Nacht wünschend, den Abschied zusprach. Stark riß der Wirth an seiner Glocke, die mit mächtigem Klange seine Ankunft verkündete, daß es im Hause

widerhallte. Die Wirthin, welche nach den Gästen, die lange in der Wirthsstube geblieben waren, aus Neugierde noch auf war, war flugs bei der Hand und machte ihrem Manne auf. „Hast ihn schon?" fuhr sie ihrem Manne mit beiden Händen in die Rocktaschen, welche eine Weite und Tiefe hatten, daß bequem ein halbjähriges Kind darin Platz gehabt hätte. Wie wenn sie in die Vorhölle gefahren wäre, sanken ihre Arme in die leeren Taschen ihres Mannes, der mit einem lauten Schrei: O! meine Nase! mit der rechten Hand gegen seine verhängnißvolle Nase fuhr, um sie zu schützen. Wie ein Postament stund die Wirthin vor ihrem Manne, lautlos ihn anblickend, und mit mechanischer Langsamkeit zog sie ihre gelähmten Arme wieder aus den tiefen Taschen ihres Mannes. „Sei nur ruhig, meine Liebe! es kommt schon noch," tröstete sie der Wirth. Die Weiber lassen sich aber nicht so kalt abspeisen; Gewißheit wollte die Wirthin haben. Wie in allen Dingen ging es auch hier unserer von Neugierde geplagten Frau, mit vorwitzigen Fragen bestürmte sie ihren Mann, bis er umständlich die Gefahr erzählte — wo er auch seine gemarterte Nase nicht vergaß —, wie es zugegangen sei. Die Wirthin, froh, ihren Mann wieder erhalten zu haben, verbot ihm ausdrücklich, sich doch einer solchen halsbrecherischen Gefahr nicht mehr auszusetzen, es könnte sonst schlimme Folgen haben! Der Wirth versprach ihr hoch und theuer, einer solchen Sache nicht mehr beizustehen, es sei ohnehin nicht mehr nothwendig, da der Müller den Schatz jetzt allein erheben könne. Die Wirthin, der ein solcher Trost auch am besten gefiel, hätschelte ihren Mann liebkosend und sprach: „Komm, lieber Mann, jetzt gehen wir zu Bette, weil ich nur dich wieder habe", und sie begaben sich zur Ruhe. Der Schäfer und der Bauer blieben bei dem Müller über Nacht.

Noch einige Zeit wußte der Müller seine schätzedurstenden Trabanten im Nebel herumzuführen; als sie aber immer ungeduldiger in ihn drangen, einmal sein Versprechen zu halten, mußte der Müller ein Mittel ersinnen, sie zu täuschen, welches er auch fand. Er füllte einen tüchtigen Stumpen Steiner in einen Sack, die er unter seiner Mühle suchte, petschirte den Sack zu und stellte ihn in seine Mühle. In einen andern Sack that er eine schwere Last Sand und stellte ihn verpetschirt ebenfalls in die Mühle.

Der Nagelschmied, welcher auch zufrieden war mit klingender Silbermünze, kam zuerst an bei seinem holden Glücke; er hatte noch den Vorzug, wählen zu dürfen, welchen Sack er wolle. Vorsichtig untersuchte der Nagelschmied beide Säcke, fand einen weich und nachgiebig, einen hart und klingenden Inhalts. „Ich nehme diesen da“, sprach er freudestrahlenden Gesichts zu dem Müller. „Ist mir ganz gleich“, antwortete der Müller, denn der untersuchende Nagelschmied glaubte schon die harten Thaler zu greifen, sie sollten jetzt nur mehr nach Hause geschafft werden. „Ihr müßt aber jetzt gleich mit Eurem Schatze nach Hause gehen“, forderte der Müller den Nagelschmied auf. „Nun, wenn es gleich sein muß, so helft mir in Gottes Namen auf“, sagte befriedigend der Nagelschmied. Der Müller half seinem überglücklichen Nagelschmied den Schatz auf die Schulter legen. „O! wie schwer“, jammerte der Nagelschmied, als er die Last auf dem Rücken hatte, die ihn beinahe erdrücken wollte. „Hilft alles nichts, mein lieber Freund!“ sagte der Müller, „Ihr müßt jetzt mit dem Schatze so schnell als möglich nach Hausen eilen, und laßt ihn ja nicht fallen, sonst ist Alles verloren; betet unterwegs einen Rosenkranz und es wird euch Kräfte geben, daß Ihr wohlbehalten nach Hause kommt.“ Der gute Nagelschmied strengte alle Kräfte an, zu thun, wie ihm der Müller

befohlen hatte, aber es half Alles nichts. Er sank unter seiner Last schon unweit der Mühle zusammen, beinahe blutschwitzend kroch er unter dem Sacke hervor, ihn wieder auf die Schulter zu nehmen, allein es ging nicht. Da kam geraden Wegs der hochfahrende Wirth stolz trabend daher. „Ei, Herr Vetter! Sie kommen jetzt gerade recht, helfen Sie mir doch auf!“ fing der Nagelschmied erbärmlichen Tones an. „Was haben denn Sie da, Herr Vetter?“ fragte ihn der Wirth. „O, meinen Schatz!“ antwortete halb ärgerlich der Nagelschmied. „Wenn das ist, sagte der Wirth, so will ich Euch freudig dienen.“ Er nahm den Sack und half dem Nagelschmied mit seiner ganzen Kraftanstrengung auf. „Herrgott! das hat ein Gewicht, dieses sind ja lauter harte Thaler! Nun, da gratulire ich! sprach der Wirth und ließ seinen Nagelschmied allein mit seiner theuern Bürde davon eilen. Der Wirth verdoppelte seine Schritte auch, um zu seinem Freund Müller zu kommen, dem er hastig entgegen rief, als er ihn in der Mühle antraf: „Nun, wie steht's?“ „Ganz gut!“ antwortetete der Müller. Der Wirth erzählte ihm, was er so eben gesehen habe. Der Müller heuchelte den größten Schrecken und sprach: „O! — jetzt ist's gefehlt für den armen Nagelschmied.“ „Warum?“ fragte der betroffene Wirth. „Er darf nicht einmal ausruhen, viel weniger den Sack fallen lassen,“ betheuerte ihm der Müller. „Ja — dann ist's was anderes, sprach der Wirth; ist für mich auch was da?“ „Nein! noch nicht“, war die Antwort des Müllers, „ich habe den Schatz noch nicht ganz erhoben.“ Der Wirth war mit dieser Antwort nur halb zufrieden und meinte, er habe doch die meisten Opfer gebracht, warum er jetzt zurückgesetzt sei. Dem schatzerrungenen Nagelschmied ging es aber höchst mißlich mit seiner thalerschweren Last. Er lief kaum wieder eine Weile, so fingen seine Kniee an zu schlottern, und

unmächtig die Last abzuwerfen, sank er abermals unter ihr zusammen. Dieses Mal erging es ihm aber schlimm dabei, während dem Falle holte er Athem aus seiner schwer zusammengepreßten Brust, es krachte etwas in seinem Körper und er hatte einen Hodenbruch bekommen. Als er so hilflos unter seinem Schatze dalag und jammerte und wimmerte, kam ein Polizeidiener des Städtchens dazu, der dem Nagelschmiede unter seinem Sacke hervorhalf und ihn fragte, was er da habe. Der Nagelschmied wollte aber nicht heraus mit der Sprache; der Polizeidiener griff an dem Sacke herum und sagte: da habt Ihr ja lauter Kieselsteine, was wollt Ihr denn damit anfangen? Der Nagelschmied wich ihm immer mit der Antwort aus und sagte: Er solle nur dabei stehen bleiben, er wolle ihm schon ein gutes Trinkgeld geben, bis sein Geselle komme und mit dem Karren den Sack abhole. Zu Hause angekommen, weckte der Nagelschmied seinen im tiefen Schlafe schlummernden Gesellen. „Philipp! Philipp! steh' auf!" Philipp wollte aber nichts hören. „So steh' auf", und er stieß ihn etwas unsanft in die Seite. „Was gibt's?" fuhr der im Schlafe taumelnde Geselle auf. „Höre, lieber Philipp! du mußt den Karren nehmen und in der Steingasse einen Sack holen, der Polizeidiener steht schon dabei", befahl ihm der Nagelschmied. „Ei, verflucht! mich aus dem Schlafe wecken", fuhr unwillig der Geselle auf. „Du darfst es nicht umsonst thun", beschwichtigte ihn der Meister. Der Geselle kleidete sich an und that, wie ihm befohlen wurde. Bei dem Polizeidiener angelangt, nahm der Geselle den Sack auf seinen Karren, wo der Polizeidiener auch behilflich war. Wieder bei seinem Meister angelangt, wälzte der Geselle den Sack in die Hausflur, wo der Meister mit einem Lichte seine Ankunft erwartete. „Bin begierig, was ihr mit den Kieselsteinen machen wollt", sagte der Geselle,

„der Polizeidiener hat mich wacker ausgelacht.“ Begierig öffnete der Nagelschmied den Sack und fand zu seinem größten Erstaunen nur Kieselsteine. Halb ohnmächtig schwankte der Nagelschmied seinem Bette zu, das in der untern Stube zur ebenen Erde stund. Der Geselle, der über die plötzliche Anwandlung seines Meisters auch in Besorgniß gerieth, weckte die Meisterin, die im Zimmer über eine Stiege schlief. „Herr Jesus! was ist denn?“ rief sie von den starken Schlägen an die Zimmerthüre geweckt, erschrocken. „Steht auf, Frau! eurem Manne ist's ohnmächtig geworden“, rief der Geselle ihr zu. In hastiger Eile warf sie ihren Unterrock um, und eilte die Stiege hinunter zu ihrem Manne, den sie in Ohnmacht, auf dem Bette liegend, fand. Mit ehelicher Pflicht rieb sie ihren Mann mit geistigen Essenzen ein, wo sie auch der Geselle unterstützte. Bald kam der Meister wieder zu sich, schlug die Augen auf, und sah seine gute Frau so erbärmlich ängstlich an, als wolle er sie um Verzeihung bitten. „Was hast denn, lieber Mann, was gab es denn?“ fragte die Frau forschend. Der Mann wollte aber mit der Sprache nicht heraus, bis der Geselle ihr den Hergang der Sache erzählte und hinzusetzte: „sobald er in den Sack sah, wurde ihm ohnmächtig.“ Die Frau, welche noch nichts von dem verhängnißvollen Sack gewahrt hatte, fragte neugierig, wo denn der Sack sei?“ Der Geselle nahm das Licht und zeigte ihr ihn. Die Frau, welche niemals einverstanden war mit der geheimnißvollen Schatzgräberei, kam gleich auf den Gedanken, da ist gewiß der lumpige Müller daran Schuld. Denn nur heimlicherweise unternahm ihr Mann den Umgang mit dem Müller. Die vernünftige Frau merkte es wohl, daß sich ihr Mann dem Aberglauben hingab, welches oft Streit verursachte; allein der Mann ließ es ihr nicht merken, daß er sich so mit hinreißen ließ. Er gestand seiner Frau

erst jetzt, daß er schändlich betrogen wurde. „Dem will ich schon Ernst zeigen“, sprach die Frau, die bei ihrem Manne wachend aufblieb, wo er ihr Alles haarklein erzählte. Dem reichen Bauer that der Müller auch Ordre, daß er mit einem Wägelchen kommen solle, um seinen Schatz abzuholen, welcher auch bald, denselben Abend noch, mit Roß und Wägelchen ankam, kurz nachher, als der Wirth sich auf lauter Trostgründe hin unwillig von dem Müller entfernt hatte. Sogleich, ohne sich lange aufhalten zu dürfen, lud der Müller dem erfreuten Bauer seinen halben Sack voll Sand auf das Wägelchen, und der Bauer hatte nur dem Rathe Folge zu leisten, dem ihn der Müller noch auf den Weg mitgab, den Sack gar nicht zu öffnen, bevor drei Tage vorüber seien. Frohen Herzens fuhr der reiche Bauer davon, rollte seinen Schatz zu Hause in sein Schlafzimmer, mit Hilfe eines Knechtes, und harrte ungeduldig, bis die Zeit verflossen sei, die zu warten ihm der Müller ausdrücklich befohlen hatte. Aber die Mäuse, die Alles zernagen, achteten wenig auf das heilige Gebot des arglistigen Müllers, und wurden seine Verräther. Als am andern Tage der Bauer aufstund, und aufmerksam seinen geheimnißvollen Schatz betrachten wollte, sah er einen merklichen Haufen Sand neben dem Sacke. Er untersuchte den Sack näher und fand, daß er von den Mäusen angefressen war. Sogleich fuhr dem Bauer der Gedanke in seiner bethörten Seele auf, das ist Betrug! Augenblicklich ließ er einspannen und fuhr mit demselben Wägelchen wieder zur Stadt, stellte aber bei dem Wirth ein, der auch Mitglied der Schatzgräberei war, um bei ihm Rath zu holen. Der Wirth theilte ihm das Gespräch der Stadt mit, das wie ein Lauffeuer von einem Munde zum andern ging und die albernsten Gespräche veranlaßte. Die Nagelschmiedin flog halb wüthend auf die Kanzlei des Land-

gerichts und erzählte den Betrug mit den Kieselsteinen dem Herrn Landrichter, welcher sogleich den Müller verhaften ließ. Dieses konnte dem Volke natürlich nicht verschwiegen bleiben, welches das größte Aufsehen machte. Der Nagelschmied wurde auch sogleich in seinem eigenen Hause vernommen, weil er wegen des Hodenbruchs, den er durch den zweiten Fall mit seinem Schatze erhalten hatte, das Bett hüten mußte. Der Nagelschmied wurde zum Verräther der ganzen Schatzgesellschaft. Als man den Wirth auf's Gericht berief, war gerade der Bauer noch anwesend, der, schnell resolvirt, ihn auch begleitete, um gleich als Kläger aufzutreten. Dem Gerichte war dieses desto willkommener. Nach langer Untersuchung ergab es sich; laut Appellationsbeschlusses, daß der Müller in's Zuchthaus zu wandern habe.

Dem Gerber, der mit seiner Frau, die abwechselnd bald im Bette lag, bald im Spazierengehen Erleichterung suchte, in größter Uneinigkeit lebte, ging ein anderer Plan durch den Kopf, sich zu helfen. Er studirte manche Nacht schlaflos, wie er seiner Frau sich entledigen könne, die ihm das Leben so unleidlich machte — erst seit der Zeit, da sie in ihrer Krankheit eine Hand voll Haare und Werg ausspie — denn ein frommer Kapuziner, an den sie sich auch wendete, benedikzirte sie und gab ihr einen geweihten Trunk mit, den sie trinken mußte, worauf die Haare und das Werg zum Vorschein kamen. Die Gerberin war unvorsichtig genug und zieh ihrem Manne in's Angesicht, daß er ihr vergeben habe, welches den Haß des Mannes gegen sie noch mehr steigerte. „Wenn ich jetzt mein Haus anzündete, ich bin gut in der Brandversicherung, vielleicht bekäme die Canaille — womit er seine Frau meinte — einen Schrecken, daß sie bald stirbt," simulirte der Mann unablässig mit sich selbst. Tag und Nacht war er mit diesem Gedanken beschäftigt, welchen er auch in

Ausführung brachte. Der Verdacht fiel freilich, sobald es brannte, auf ihn, und die Frau sprengte es unverholen aus, aber einen Beweis konnte sie nicht liefern, daher wurde ihr von einigen Leuten das böse Geschwätz verargt und bei Gericht schenkte man ihr keinen Glauben, weil man wußte, daß sie ihren Mann aus Grundsatz hasse. Einestheils war dem Manne geholfen, da er eine gute Entschädigung von der Feuerversicherungs-Gesellschaft erhielt, seine Frau wurde aber nur noch mißtrauischer.

## Der Compagnon.

Diese feurige Spekulation des Gerbers brachte ihm unbedacht noch mehr Hilfsmittel zu, als er schon so lange berechnet hatte. Ein Agent der Feuerversicherungs-Gesellschaft, der dadurch mit ihm in Berührung kam, trat mit dem Gerber in Geschäfts-Verbindung. Wohl suchte die Frau des Gerbers gleich vom Anfange an die Sache zu hintertreiben; der starke Wille ihres Mannes und die Spekulationssucht des Agenten — der noch eine Prämie für die Kenntnisse des Gerbers auswirken wollte bei einem andern Staate — wo der Gesellschafter, durch Vertrag mit dem Gerber, auch die Hälfte der Prämie erhalten sollte, achteten aber auf der Gerberin Geschwätz wenig oder gar nicht. Die erboßte Frau wußte jetzt nichts Anderes zu thun, als, aus Aerger und Rache getrieben, in's Bett zu liegen und sich an allen Medikamenten der Apotheke zu laben. Verschrieb ihr der Doktor eine Medizin, die ihr nicht nach ihrem Geschmacke war, so ließ sie dieselbe stehen, bis der Schimmel darauf war, und drang so lange in den Doktor, bis er ihr wieder eine Medizin nach

ihrem Geschmacke verschrieb. Der Agent brachte Geld, kaufte rohe Waare, als Felle und Häute, ließ sich in dem Städtchen selbst nieder, wo er dem Geschäfte mit seiner Buchhaltung vorstand, überwachte die Einnahmen und Ausgaben des Geschäftes, wodurch der Geschäftsgang der Gerberei in einen Flor kam, wie er sich dessen noch nie zu erfreuen hatte. Dieses brachte die Zunft der Gerber wieder neuerdings auf, daß sie insgesammt dem „Ungar" Verderben schwuren. Wie diese Rache auszuführen wäre, wußten sie freilich noch nicht; aber kommt Zeit, kommt Rath, war ihr gehäßiger Beschluß, den besonders ein alter Graukopf und der Gerber Albert verfolgte. Die Kaufmannsroutine, welche der Agent besaß, verbreitete den Credit und das Ansehen dieses Hauses, daß er sogar Geschäfte en gros machte. Er betrieb bei auswärtigen Staaten die Gesuche für Anerkennung der Erfindung des Gerbers, und setzte eine namhafte Prämie bei, die den Erfinder honoriren sollte; allein kein Staat konnte sich dazu verstehen. Zuletzt, als man einsah, daß der Sache nicht durchzuhelfen sei, gab man es auf und blieb fest auf dem Gewerbe. Die Einnahmen vermehrten sich von Monat zu Monat und die Bilanz ließ ersehen, als das Jahr herum war, daß ein bedeutender Gewinn erübrigt war.

Darauf sündigte der Agent und der Gerber zugleich. Ersterer machte mehr Aufwand, als das Geschäft litt, um sich ein Ansehen zu geben, das wieder nicht ganz ohne Spekulation war. Letzterer spielte ebenfalls den bequemen Herrn und hielt sich Gesellen. Der hoffnungsvolle Franz war indessen von der Werktagsschule frei, die er mit Fleiß und Lernbegierde besucht hatte; fand aber keinen Geschmack an der simplen Gerberei, wie er es naunte, sondern wollte sich mit Wissen bereichern, das nur durch das Studium erreicht werden konnte. Kurz, er wollte studiren. Sein be-

schränkter Vater aber, der weder eine Ahnung hatte, noch haben konnte von dem lernbegierigen Sohne, verfolgte den Knaben der Art barbarisch, daß er ihn, als er schon seine Zeugnisse heimlich dem Studienrektor eines benachbarten Städtchens eingehändigt hatte, so derb züchtigte und er die Zeugnisse wieder holen mußte, als es nur in der Kraft des rohen, aller Bildung unfähigen Mannes lag. „Die Studenten sind lauter Lumpen, sagte er nach seiner barbarischen Meinung, sie bringen die Eltern blos um's Geld und zuletzt sitzen sie ihnen doch auf dem Kragen." Der Agent, welcher zwar eine scheinbare Bildung von abgeschliffener Kaufmannsgalanterie besaß, war dem Knaben eben so unhold wegen dem Studiren. Er suchte den Knaben, der eine schnelle Auffassungsgabe besaß, Kaufmannskenntnisse zur Entschädigung beizubringen, die der Knabe zwar mit Pünktlichkeit und Eifer erlernte, daß ihm zuverläßlich die Führung des Buches über Einnahmen und Ausgaben, Einkauf und Verkauf überlassen werden konnte, aber dieses genügte dem talentvollen Kopfe des Knaben nicht. Er fühlte einen Drang nach höherem Wissen in seiner jugendlichen Brust, dem er nicht zu widerstehen vermochte. Ohne Wissen seiner Eltern kaufte er eine lateinische Grammatik und lernte mit Beihilfe seiner Jugendgenossen und Schulkameraden, die des Arztes Söhne waren, welcher so oft seine Mutter besuchte, und bei einem Beneficiae den ersten Unterricht der lateinischen Sprache genossen, die Regeln der klassischen Sprache und das Mensa, Mensae, Mensam u. s. w. mit einem Fleiße, der den seiner Kameraden weit übertraf. Hatte er eine freie Stunde, so suchte er sie auf und theilte mit ihnen Spiele, welches ihn öfters auch in das Haus des geschickten Arztes führte. Sah er ein Buch liegen, so machte er sich verstohlen darüber her, blieb mit Eifer dabei und ließ augenblicklich von den un-

schuldigen Spielen mit seinen Kameraden ab, die er nur als unnütz bezeichnete, so daß die Kinder des Arztes ihn nur den Philosophen scherzweise nannten, doch mit solch einer Anhänglichkeit an ihm hingen, daß er ihnen unentbehrlich schien. So kam es denn, daß der Herr Doktor ihn einmal ob seinem Studium, als er gerade in einem Buche über die Anatomie studirte, das der Herr Doktor seiner Gewohnheit gemäß auf einem kleinen Tischchen, das mit grüner Wachsleinwand überzogen war, liegen ließ, überraschte. Verlegen erschrack Franz über das plötzliche Erscheinen des Herrn Doktor, machte das Buch mechanisch langsam zu, und hatte die Artigkeit aufzustehen und den Herrn Doktor mit den Worten um Entschuldigung zu bitten: „Vergeben Sie mir, Herr Doktor, daß ich mir die Freiheit nahm und in Ihrem Buche las, welches ich freilich nicht verstehe, so arg ich mir auch den Kopf zerbrach; allein ich möchte so gerne studiren, daß ich gerne mein halbes Leben dafür gäbe, wenn es nur sein könnte!" Dem Herrn Doktor, dem die Artigkeit des jungen Knaben sehr gefiel, und seine freimüthige Rede, die er mit schüchternem Anstande so vernünftig vortrug, aufmerksam anhörte, sprach: „Mein lieber kleiner Cicero! sehen dieses deine Eltern nicht ein oder der Herr Agent, welcher bei dir ist?" „O Herr Doktor, die wollen nicht, ich habe schon Schläge bekommen deßwegen," antwortete er in wehmüthigem Tone. „Ja, Vater, der kann mehr als wir," riefen des Doktors Söhne. Der Arzt examinirte den jungen Franz nach der lateinischen Grammatik, und die Antworten fielen so zur überzeugenden Zufriedenheit des Arztes aus, daß er Franz versprach, sich für ihn bei seinen Eltern zu verwenden. Freudig nahm Franz die Hand des Herrn Doktor und küßte sie dankbar mit einer Thräne der Rührung im Auge. Des andern Tages nahm der Arzt

zuerst Rücksprache mit der Frau, die er in seiner Praxis besuchte; sie hatte aber weder Sinn noch Herz für ihren Sohn, dem Studiren war sie abhold, weil sie meinte, da würde man nur närrisch, das sie an sich selbst verspüren wollte: „So viel zu wissen, sagte sie, ist nicht nothwendig; ein geistlicher Herr will er nicht werden und was anderes taugt für ihn nicht.“ Der Arzt suchte ihr begreiflich zu machen, daß nicht jeder den Beruf in sich fühle, ein Pfaffe zu werden, ihr Sohn könne auf eine andere Art durch Fleiß und sein Talent auch glücklich werden. „Ja, die anderen Herren haben alle keinen Glauben und keine Religion, erwiederte die Frau in ihrer naiven Dummheit, sie studiren nur die Lumperei!“ Wäre der Arzt nicht ein Menschenkenner gewesen, so hätte die plumpe Erwiederung der rechthaberischen Gerberin ihn beleidigen müssen; allein er sah ein, daß bei ihr nichts auszurichten sei, und wendete sich an ihren Mann, dem der Arzt begreiflich machte, daß er sein Kind höchst unglücklich mache, wenn er es zu etwas zwinge, das seinem Gemüthe gerade zuwiderlaufe: es sei doch Schade, wenn ein so talentvoller hoffnungsreicher Kopf, wie ihn sein Franz habe, durch beschränktes Vorurtheil zu Grunde ginge. „Ob es mein Kind ist, wollen wir nicht untersuchen, er ist der Aeltere, ich brauche ihn zum Geschäfte und über den Knaben bin ich Herr! herrschte der barbarische rohe Mann den Arzt an, ich will ihm schon seinen Eigensinn vertreiben.“ Sprang zornglühend die Stiege hinauf, fiel über den Knaben her — der gerade in seiner lateinischen Grammatik studirte — und schlug ihn so derb, daß er sich unter zuckenden Bewegungen auf dem Zimmerboden herumwälzte, und wäre der Herr Doktor nicht nachgeeilt, dem Unmenschen Einhalt zu thun, so hätte er den Knaben erwürgt. Die Frau, welche diese Mißhandlung, auf ihren Mann schimpfend, mißbilligte, zog in Gegenwart des Arztes

diese Behandlung auf sich und sprach mit der ausgezeichnetsten Zungenfertigkeit: „So macht er's gerade mir auch, Sie sehen schon, Herr Doktor, ihren Mann bei ihm anklagend, der Tyrann will nur die Leute umbringen." Durch diese ungezwungene Redensart der Frau, die allerdings viel Wahrheit in sich trug, wurde der Gerber noch wüthender gemacht, sprang auf seine Frau zu und wollte sie in Gegenwart des Arztes durchprügeln, indem er ihr schon ein Paar mit der Faust ins Gesicht schlug, daß ihr das Blut heftig aus der Nase quoll. Mit zorniger Gewalt riß der Doktor den Gerber zurück und sprach mit imponirender Kraft: „Nur noch einmal probiren Sie roher Lümmel Ihre Frau zu schlagen, dann zeige ich Ihnen einen andern Weg!" Diese Worte machten Eindruck auf das verknöcherte Herz des rohen Gerbers, er nahm die Grammatik, welche Franz liegen gelassen hatte, der aus dem Hause geeilt war, mit verbissenem Grimme, eilte die Stiege hinunter und warf das Buch, welches Franz um seine Sparpfennige gekauft hatte und ihm so lieb war, ins Feuer unter dem Kessel. Als der Arzt sich auch aus dem Hause entfernen wollte, rief der Gerber ihm zu: „Er solle seine Rechnung machen und sich nicht mehr in seinem Hause sehen lassen!" Der hochfahrende Agent kam den andern Tag auch wieder, wie gewöhnlich, in die Gerberei; es wurde ihm mitgetheilt, was geschehen sei, der sich sogleich voll übermüthigen Stolzes an den Schreibpult setzte und dem Herrn Doktor ein höchst beleidigendes Schreiben zusandte. Der Herr Doktor ließ sich natürlich diesen Schimpf von einm so überschätzten Halbgebildeten nicht gefallen und klagte den schwülstigen Kaufmann bei Gerichte an. Der Agent protzte auf sein Geld und that dem Arzte keine Genugthuung; es kam zum Prozesse, der dem Agenten viele Kosten verursachte, und zuletzt mußte er doch auf dem Gerichte in Gegenwart des Arztes Abbitte thun.

Nun fiel der Haß doppelt schwer auf den unschuldigen Franz. Er mußte bei der ihm so widerlichen Gerberei Hand anlegen, durfte nicht mehr mit seinen früheren Jugendgenossen gehen; kurz, er wurde mit aller Strenge beobachtet, als wäre er ein politischer Verbrecher. Aber Franz, dem die Gerberei durchaus nicht behagen wollte, dachte über einen Plan nach, wie er zu seinem gehegten Ziele kommen konnte, den er bald ausführte. Er entlief eines Tages aus dem Hause seines Vaters und begab sich zu einem Jugendfreund aus der Nachbarschaft, in das benachbarte Städtchen, wo eine Studienanstalt und wo sein junger Freund im Logis war, um seinen Studien obzuliegen. Als Franz zu ihm kam, traf er ihn gerade zu Hause. Franz erzählte ihm, was er vorhabe, mit der Bitte, er solle ihn nur behalten, bis sein Vater eine andere Gesinnung hätte und ihn auch studiren lasse, was der Jugendfreund sogleich einging, denn Beide glaubten, der rohe Wille eines barbarischen Mannes sei bald gebrochen. Oefters besuchte Franzen's Jugendfreund seine Eltern im nächsten Städtchen, um sich Lebensmittel zu holen; so traf es sich, daß der Vater von Franz, mit verschränkten Armen vor seinem Hause stehend, den nachbarlichen jungen Studenten fragte: „Herr, haben Sie meinen Franz nicht gesehen?“ Worauf dieser erröthend mit Verstellung antwortete: „Nein! ich sah nichts von ihm.“ Sobald der Jugendfreund nach Hause kam, erzählte er es Franz mit ängstlicher Besorgniß und deutete ihm an, er könne nicht länger mehr als diese Nacht bei ihm bleiben, es könnte sonst aufkommen und er würde bestraft werden. Franz war nun gezwungen, wieder nach Hause zu gehen, wo er sich erst Abends einschlich. Vorsichtig gewahrte er, daß der Vater nicht zu Hause war, und begab sich in die Wohnstube, wo, frohen Herzens über ihren verlorenen Sohn, sich die Mutter freute. Hungrig,

wie Franz war, aß er mit großem Appetit die ihm vorgestellten Speisen, ohne sich's vorher wärmen zu lassen. Er erzählte sein Abenteuer unter Schluchzen und Weinen mit der unaufhörlichen Klage, daß er nicht studiren dürfe, und begab sich endlich zu Bette.

Der Gerber, welcher erst spät vom Wirthshause nach Hause kam, begab sich auch zu Bette, dem man nichts von der Ankunft seines Sohnes sagte. In der Frühe kam aber schon der jüngere Sohn dem Vater entgegen und brachte ihm die Neuigkeit, daß Franz angekommen sei, der sich vor dem Vater versteckte. „Wo ist der Bube?“ fragte der Vater zornig seine Frau. „Laß ihn gehen, du machst ihn durch dein Schlagen noch ganz närrisch“, nahm die Mutter Fürsprache für ihren Franz. „Ich thue ihm nichts, er soll sich nur zeigen“, versicherte falsch der Vater. Die Mutter rief Franz, der aus seinem Verstecke hervorkroch, weil sie ihm versicherte, er bekomme keine Schläge. Sobald aber der tyrannische Mann den Knaben sah, fuhr er auf ihn zu, warf ihn nieder und schlug mit den Fäusten so auf seinen Kopf, daß ihm das Blut aus Maul, Nase und Ohren rann. Dieser barbarischen Behandlung zuwider, legte die Mutter sich auch in die Händel, wollte ihrem meineidigen Manne die nervigen Arme innehalten, bekam aber bei dieser Gelegenheit auch Schläge. „Schlechter Lump, ungarischer Zigeuner, Hurenkerl, hast's Haus angezündet, willst die Leute anführen mit einem Gerbstoff, Menscher haben, Weib umbringen, damit du wieder eine andere bekommen kannst; nichts thun magst, als in die Lotterie setzen, und immer nur Geld möchtest, daß du deiner Schurkerei fröhnen könntest; warte, Spitzbube, ich will dir's schon sagen, du hereingestohlener schlechter Kerl,“ schrie die Frau wie verrückt auf der Gasse und eilte auf den Magistrat, ihren Mann zu verklagen. Sie brachte ihre Klage

gegen ihren Mann bei dem rechtskundigen Rath an und bat um einen Polizeidiener, der sie begleiten solle, um vor fernerer Mißhandlung ihres Mannes geschützt zu sein. Doppelten Muthes schritt die Frau neben dem Diener der Gerechtigkeit her, ihm jedes Detail wohl zehnmal erklärend, was für einen schlechten Charakter ihr Mann habe. In dem Hause angekommen, befahl mit donnernder Stimme der Polizeidiener dem Gerber: „Wenn er seine Frau nochmal schlage, so solle er schauen, was ihm geschehe!" Der Gerber, eingeschüchtert durch die strengen Worte des Polizeimannes, wollte sich entschuldigen, mit stotternder Stimme stammelte er die Worte: „Mein Weib, mein Weib ist nichts nütze, sie hilft ihrem Buben, der eigensinnig und starrköpfig ist, und wenn ich den Buben ziehen will, so legt sie sich darein." Der Mann mußte mit dem Polizeidiener auf den Magistrat. Hier wurde er von dem Rechtsrathe vernommen und ihm auf's Strengste eingeschärft, wenn er seine Frau nochmal so mißhandle, bekomme er eine Strafe von drei Tagen Arrest.

Unterdrückte Wuth hatte der Mann freilich in seinem Herzen; er dachte über Rache nach, wie er sein Weib bei der Polizei anschwärzen könne, welches auch bewerkstelligt wurde durch den Agenten, der die Freundschaft des Herrn Rechtsrathes genoß. Franz mußte wieder zu seiner unwillkommenen Gerberei greifen. Andere Pläne hatte jedoch unser Agent im Kopfe. Durch den Aufwand, den er machte, bekam er ein Ansehen, als wäre er Krösus nächster Erbe. Die Vermögenden sahen ihn als einen willkommenen Freund an, der sehr großmüthig ihre Freundschaft erwiederte; die Geringen betrachteten ihn als einen mit Geld strahlenden Kaufmann, wo das Gerede ging, er sei sehr freigebig, welches keinen schlechten Eindruck auf die geldschnappenden Gemüther ausübte. Junge reiche Mädchen ließen über ihre

Lippen den jungen galanten Kaufmann gleiten, der so liebenswürdig ihren Herzen erschien. Hatte der junge Kaufmann die Ehre, zu irgend einem Familienzirkel geladen zu werden, wo im trauten Kreise eine Konversation bald über Waarenkunde, Länder und Sitten der Völker gehalten wurde, so konnte der junge galante Kaufmann mit vieler Bescheidenheit den Sieg erreichen, da er viel gereist war und eine scharfe Beobachtungsgabe besaß. Still horchten da die Mädchen hochschlagenden Herzens und hingen bei jedem Worte, das aus dem Munde des Kaufmanns mit wohlklingender zuneigender Stimme kam, an seinen Lippen, das schon mehr wie Freundschaft bedeuten konnte, wenn der liebevoll schmachtende Blick einer schönen Tochter mit fragenden Seufzern den geschmeidigen vielerfahrenen Kaufmann trafen, der so abenteuerlich seine Gespräche einzuleiten wußte. Solche Familienzirkel wußte auch der junge Kaufmann geschickt als großmüthige Erwiederung anzustellen, wo eine ausgesuchte Gesellschaft von reichen Bürgern mit ihren Töchtern sich einfand. Vornehmer Geschmack mit deliziösen Gerichten würzte die Tafel des jungen Kaufmanns allemal weit reichlicher, als wenn er irgendwo zu Tafel geladen war. So eine zuvorkommende Galanterie schmeichelte nicht wenig den jungen Herzen der angesehenen Bürgerstöchter, wie das Lob der Frauen zum Ruhme des jungen Kaufmanns überaus günstig ausfiel, denen der gekitzelte Gaumen der Männer Beifall zollte. Wer einen solchen Geschmack für eine noble Tafel besitzt, meinten die Mädchen, ihren Herzen schmeichelnd, der muß auch ein ausgezeichnetes Zartgefühl für eine Frau haben. Wer die Glückliche werden sollte, war freilich noch eine Frage; voll Eifersucht beobachtete eine Bürgerstochter die andere, ob keine durch besondere Aufmerksamkeit den Vorzug genieße. Bis jetzt war es ihnen doch nicht möglich,

eine herauszufinden, die ihren Neid erregen konnte. Der junge Kaufmann wußte es künstlich zu verbergen, welche die Wahl seines Herzens treffen sollte, die ihm auch zugleich eine ansehnliche Mitgift bringen konnte. Zurückhaltend hatte er es auf eine junge reiche Bürgerstochter abgesehen, die zwar nicht mit üppigen Reizen einer Venus ausgestattet war, doch ein angenehmes Aeußere gab der mittelgroßen schlanken Gestalt eine Anmuth, die mit kleinstädtischer Koketterie das Herz des jungen Kaufmanns fesseln konnte.

Die kluge Berechnung, welche keinem Kaufmanne in solchen Dingen fehlt, hatte auch darin den Vorzug gewählt. Sicherer, über den freien Willen der Eisenhändlers-Tochter verfügen zu können, glaubte der Kaufmann sein Ziel am ersten erreichen zu können, als bei andern Fräulein, welche theils noch nicht majorenn, theils die Herrn Väter ein Wort der Vorsicht darein zu sprechen hatten, wo am Ende doch nur ein mit Ausreden gefüllter Korb erwachsen könnte. Der Bruder von Fräulein Josephine, wie die reiche Eisenhändlers-Tochter hieß, war ein intimer Freund des Kaufmanns, der im gleichen Alter und noch ledig war. Der Vater war längst gestorben, nur die Mutter der Tochter, welche in der größten Zurückgezogenheit lebte, überwachte klug die Aufsicht über ihren einzigen Sohn und Tochter. Ein Ball, dem die angesehensten Bürger mit ihren Töchtern beiwohnten, gab dem jungen Kaufmanne den Ausschlag, wie die beste Gelegenheit, sich ungenirt dem Fräulein Josephine zu nähern. Die erste Tour, welche ein von dem berühmten Wiener Componisten Strauß arrangirter Walzer war, denen, wie diesen beliebten Walzern eigen, eine unnachahmliche Anmuth und natürliche Grazie innewohnt, hatte der junge Galanthomme sich schon im Voraus mit dem Bruder von Fräulein Josephine verabredet, er solle ihm die Ehre lassen, die erste Tour mit seiner Fräu-

lein Schwester tanzen zu dürfen. Der Bruder des Fräuleins schlug es ihm nicht ab, weil er wußte, daß der junge Kaufmann ihn mit Zuvorkommenheit belohnen werde, besonders in Geldangelegenheiten, in welchen er ihm schon oft aus der Klemme geholfen hatte, wenn die sparsame Mutter dem etwas leichtfertigen Sohne die Börse nicht füllte. „Schönes Fräulein Josephine! habe ich die Ehre für die erste Tour?“ engagirte mit lieblicher Geschmeidigkeit der junge Kaufmann Fräulein Josephine. „Werde sehr verbunden sein, mein Herr!“ erwiderte Josephine. Die lieblich melodischen Töne des gut besetzten Orchesters luden zum Walzer ein. Mit schüchterver Verstellung näherte sich der galante Kaufmann dem Fräulein, die sehnsüchtig des Tanzes harrte. „Schönes Fräulein! wenn Sie jetzt belieben, habe ich die Ehre“, reichte mit galanter Verbeugung ihr den Arm, den sie mit warmer Sehnsucht umschlang, und führte sie zum Tanze. Leicht, wie ein Reh, flog Fräulein Josephine mit dem feurigen Tänzer im Kreise der Tanzenden, wo sie die beste Gelegenheit nicht unbenützt vorbeigehen ließen; der junge Kaufmann, der an dem warmen, gefühlvollen Drucke ihrer weichen, weißen, kleinen Händchen und den großen blauen Augen, die vom Feuer einer geheimen Liebe leuchteten, sich aber verschämt niederschlugen, wenn der feurige Blick des jungen Kaufmanns sie traf, ihre Liebe merkte, schmeichelte sie, wenn der Reihen ausgehalten wurde, voller Ekstase, daß sie eine ausgezeichnete Tänzerin sei, und überhäufte sie mit Schmeicheleien über ihre Schönheit, was ihr nicht unangenehm zu sein schien. Auch Fräulein Josephine ertheilte ihm über seine galante Artigkeit und flinke Tanzweise anerkannte Lobsprüche, die ihm desto mehr versicherten, daß er auf Gegenliebe hoffen könne. Die Tour war zu Ende und mit der größten Galanterie führte der junge Kaufmann seine holde Nymphe wieder ins Speisezimmer zu ihrem vori=

gen Platz. Complimente wechselten gegenseitig, als der Kaufmann für die nächste Tour sie nochmals zum Tanze ausbat, damit kein Anderer ihm den Rang abfahren möchte, welches Fräulein Josephine ihm mit liebevollem Blicke zusprach. Ein hinreißender Gallop trieb das Blut der Tanzenden rascher zu Herzen, der auch unsern Kaufmann mit mehr Kühnheit ausrüstete. „Holde Josephine!“ erkühnte sich der Kaufmann hochschlagenden Herzens zu fragen: „Könnten Sie einen Mann lieben, der Sie von ganzem Herzen liebt, dem sein Leben nichts mehr gilt ohne Ihre Gegenliebe, der nur an Ihrer Seite sich glücklich fühlt?“ „Mein Herr! antwortete sie verlegen, erst muß ich wissen, wer dieser Mann ist und ob ich ihn auch lieben kann.“ „O! — Fräulein, allerliebstes Fräulein! der vor Ihnen steht, hat nur Ein Herz, und dieses Herz, das so nahe an Ihrem schönen Busen schlägt, fühlt sich jetzt so glücklich, wenn ein sanftes Wort von Ihren purpurnen Lippen fließt; wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn diese Rosenlippen mir Verheißung der Gegenliebe zulispelten.“ Ohne ein Wort zu sprechen, sank Fräulein Josephine an die junge Brust des galanten Kaufmanns. „Ja — ich liebe Sie!“ tönte leise aus ihrer Brust, und ein feuriger Kuß auf ihre kleine niedliche Hand war das Siegel des neuen Bundes. Jede Tour, die nicht der Bruder von Fräulein Josephine mit ihr tanzte, hatte der junge Kaufmann das Glück, dem die Zeit nur zu schnell verrann, als der Ball zu Ende war. Dieses Mal kam auch der Kaufmann aus dem gewohnten Gleichgewichte und vernachläßigte die übrigen angesehenen Bürgerstöchter, daß sie merken mußten, wem der Hof gemacht werde. In Begleitung ihres Bruders begleitete er Fräulein Josephine nach Hause, wo man sich gegenseitig empfahl und die Einladung erfolgte, er möchte den kommenden Tag einen Besuch abstatten.

Franz, der seinem Gerberhandwerk noch keinen Geschmack abgewinnen konnte, versuchte nochmals, durch Entlaufen vom väterlichen Hause seine Vorliebe für's Studieren zu erzwingen. Seine kleine Kasse sollte ihm dieses Mal länger zum Trotzen verhelfen. Er lief nach Augsburg, trieb sich dort mehrere Tage herum, ohne zu einem Resultate zu kommen; so war er gezwungen, wieder den Retourweg einzuschlagen, als seine Kasse erschöpft war. Der Hunger trieb ihn zum Stappeln, er sprach in den Bauernhöfen zu und gab sich für einen kleinen Studenten aus, weshalb er mitleidige Herzen genug antraf, daß er keinen Hunger zu leiden hatte. Eine Bäuerin wollte Franz einen Groschen schenken, wenn er einen Rosenkranz beten wolle unterwegs; Franz, dem das Lügen als eine Schande vorkam, antwortete ihr ganz trocken: „Kein Pfaffe werde ich nicht und so viel mag ich nicht beten." Die Bäuerin gab ihm natürlich nichts und schalt ihn, weshalb Franz sie eine dumme Gans hieß. Er kam wieder glücklich bei seinen Eltern an, wo er gerade dem Vater in die Hände lief, der ihn gleich wieder mit Schlägen traktirte. Ein Hutmacher, dem der Vater seine Angelegenheit in Betreff seines Sohnes erzählte, rieth zu einer strengen Behandlung und er solle nur dem Sohne nicht nachgeben. Solcher Ansicht waren noch mehrere beschränkte Köpfe des Städtchens und Franz mußte unterliegen. Der Agent wurde Franzen über seine Jugendstreiche auch noch mehr abhold, half der Ansicht des Vaters beizustimmen und wirkte bei dem Schullehrer und der städtischen Behörde aus, als wenn Franz keine Talente zum Studiren hätte. Franz konnte sich nicht anders helfen, er mußte das Handwerk lernen, ob es ihm lieb oder werth war. Für den Eifer, den Franz zum Studium hegte, konnte er sich nicht anders entschädigen, als durch Selbsthilfe sich so viel Bücher anzuschaffen, wie es ihm gerade seine Spar=

kasse erlaubte. Er las viel und dachte immer nach, wie er zu den Mitteln kommen könnte, sich selbst zum Studiren zu verhelfen. Dieses brachte Franz auf den Gedanken, das Perpetuum mobile zu erfinden, was er mit allem Eifer verfolgte. Die possierlichsten Zusammensetzungen der Mechanik ließen ihm oft das Gelächter von Personen zukommen, die weit weniger oder gar nichts von der Mechanik verstanden, als er selbst. Seinem Abmühen mit dem Gedanken, es in Stand zu bringen, konnte nichts Einhalt thun, obwohl er manchmal sehr unangenehm von seinem Vater unterbrochen wurde, der ihm zur Belohnung so freigebig mit einer Tracht Schläge entgegen kam. Der Agent, welcher auch seine Pläne im Kopfe hatte, verfolgte sie auch mit Eifer, diese waren jedoch ganz anderer Art. — Ihm oblag nur der Plan, wie er seine Dulcinea in ein Netz verwickeln könne, um sie ganz und auf immer an sich zu fesseln. Ueberladen von Schmeicheleien jeder Art, hielt er Josephine schon so gefangen, daß er glaubte, sie werde ihm nicht mehr ausweichen; aber die kluge, mit natürlichem Verstande ausgerüstete Mutter ging klug zu Werke. Sie überwachte jede Bewegung ihrer Tochter mit Argusaugen, gab nicht weiter Gelegenheit, als es der Anstand von Gebildeten beiderlei Geschlechts den Liebenden erlaubte, und der junge galante Kaufmann ließ sich auch von keiner Schwäche beherrschen, um sich in Gegenwart seiner Geliebten oder der Mutter eine Blöße zu geben. Durch diese zarte platonische Liebe hoffte er gewisser den Sieg davon zu tragen, wenn er bei der Mutter um der Tochter Hand bitte. Sich auch in diesem Amorsziele zu vergewissern, brachte er eines Tages in unterthänigst schmeichelhafter Weise seinen Wunsch bei der Mutter an und bat um die Hand ihrer Tochter. „Geehrtester Herr! sprach die Mutter im Beisein von Josephine mit ernster Stimme, das Herz meiner Tochter kann ich Ihnen

nicht geben, die Hand meiner Tochter kann ich Ihnen nicht verweigern, sie mag darüber frei verfügen; ich weiß, ihr Herz ist Ihnen gewogen, jedoch zwingt mich Ihre Bitte, mir die Freiheit zu nehmen und an Sie, mein geehrtester Herr! die Frage zu richten, in welchen pekuniären Verhältnissen Ihr Vermögen besteht?" Etwas pikirt, wußte der geschliffene Kaufmann nicht gleich zu antworten, besann sich eine Weile und erwiderte der Frau: „Hochgeachtete Madame! Ihre Forderung ist die gerechteste, welche mir je zu Ohren kam, deßwegen schmeichelt es mich doppelt, Ihnen beweisen zu dürfen, worin mein Vermögen besteht, welches gewiß Ihre vollkommene Zufriedenheit erreichen wird, ohngeachtet daß ich bei dem hiesigen Gerbermeister, welcher Ihnen eben so gut bekannt ist, wie mir, zehn tausend Gulden im Geschäfte habe", setzte er noch prahlerisch hinzu. „Wenn es so ist und Sie mir beweisen, daß Sie die Wahrheit reden, werde ich stolz darauf sein, meine Tochter mit einem so galanten Manne glücklich zu sehen", erwiderte spitz die Mutter von Fräulein Josephine. Mit geschickter Galanterie wurde der junge Kaufmann zum Diner geladen von der Frau Mutter, welche Einladung er annahm, wo er seine mißliche Gemüthsstimmung mit der heitersten Laune zu verscheuchen suchte, damit es die Mutter von Josephine nicht merken solle; der Bruder war zu leichtgläubig und unerfahren und ohnedies sein intimer Freund, Josephine blind verliebt; wie ein Täubchen flog sie in das Feuer ihrer ersten Liebe, nur die Mutter mußte überführt werden, welches freilich noch hinter seinen Plänen lag; aber was vermag nicht ein routinirter Kaufmann, dachte er bei sich selbst; ich habe ja gute bekannte Freunde und Verwandte, die helfen mir schon aus der Klemme, und wessen Geistes Kind der Gerber war, wußte er vorher, um mit ihm seine Lüge von den zehntausend Gulden zu erhärten. Froh schieden die Liebenden

auseinander, denn die heitern Gespräche, womit der junge Kaufmann so unbefangen die Unterhaltung würzte, ließen auch der Mutter die Ueberzeugung gewinnen, daß auch sie zu glauben anfing, er müsse ein großes Vermögen haben, und bereuete schon, ihn so voreilig pikirt zu haben, was er vielleicht nach ruhiger Ueberlegung als Beleidigung hinnehmen könne. Desto unruhiger wurde Fräulein Josephine über die Besorgniß ihrer Mutter; denn wo heiße Liebe das Herz eines Mädchens entflammt, glaubt sie ohne alles Arg dem von ganzem Herzen ergeben sein zu müssen, welcher ihr Auserwählter ist. Ringsum trifft ihre Verachtung oder kalte Begegnung Alle, die es nur wagen, mit lüsternen Blicken nach so einer gefangenen Taube zu blicken. Am Arme eines jungen liebenden Mannes fühlt das Mädchen sich ganz stark, eine Stärke, welche sie vorher nie empfand, deßwegen ihr Muth, wenn sie sich auf die Kraft eines Mannes stützen kann. „Liebe Mutter! sprach Josephine, was hast du gethan, mir stieg das Feuer ins Gesicht bei deinen harten Reden, die du dem liebenswürdigen Kaufmanne gabst, daß ich zu brennen glaubte; wenn er es nur nicht übel aufnimmt! Ist er nicht ein recht liebenswürdiger junger galanter Mann? Er muß die Herzen der Mädchen erobern, wenn er ihnen seine volle Ueberlegenheit fühlen läßt, Geist und Herz findet an ihm gleiche Nahrung.“ „Abgesehen, daß du, liebe Josephine, ganz in ihn verliebt bist, gefällt mir sein humanes geistreiches Wesen, wobei er eine wahrhaft liebenswürdige Darstellungsgabe besitzt; jedoch was geschehen ist, kann nicht mehr geändert werden, und wenn er ein Mann von Ehre ist, wird er mir auch beweisen, daß sein Vermögen hinreichend ist, dich zu versorgen, daß du nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen hast“, beschwichtigte ihre Tochter die kluge Mutter. Bald kam aber ein Ungefähr von nicht geahnter Seite her.

Dem Agenten, der Kassarest bei der französischen Assekuranz-Gesellschaft gemacht hatte, wurden gerichtlich seine Mobilien gepfändet und verkauft. Der Prozeß, welchen er heimlich geführt hatte, kostete ihm viel Geld, welches aus der Kassa des mit ihm verbundenen Gerbermeisters ging; der Ausgang des Prozesses entschied dahin, daß ihm Alles, was er sein nannte, genommen wurde. Es wurde ausgestochen, daß er mit dem Gerbermeister in Compagnie war, daher auch der Gerbermeister gerichtlich vernommen wurde, den der Agent instruirte, er solle nur sagen, sein Geld habe er schon herausgenommen, welches der Gerber auch treulich befolgte. Das Aufsehen, welches diese unerwartete Affaire machte, konnte dem Agenten keinen Halt mehr geben in dem Städtchen, er begab sich so schnell als möglich wieder fort. Der Gerber, welcher zwar noch etwas Geld von dem Kaufmanne hatte, war auch froh, daß er so unverhofft von seinem Compagnon kam; er sollte ihm zu seiner Fortreise noch einen schuldigen Vorschuß geben, welches aber der Gerber ihm trotzig verweigerte, da er wußte, daß der Kaufmann ihn nicht bei Gericht belangen könne. Mitleidig trauerte Fräulein Josephine bei dieser Nachricht, die Mutter aber frohlockte, daß sie so klug gewesen.

# Der Freigeist.

Franz, dem sein Perpetuum mobile nicht gehen wollte, das der Vater so oft zerstörte, flüchtete sich zu einer Familie der Nachbarschaft mit seinem Projekt, wo er es auszuführen dachte. Dem Vater gefiel es auch besser, daß sich sein Sohn an eine bürgerliche Kameradschaft anschloß, denn der Sohn dieser Familie war in gleichem Alter mit Franz und

lernte auch das Gerberhandwerk bei seinen Eltern. Die Frau dieser Familie war eine geborne Pariserin, wo sie ihr Mann, der mehrere Jahre in Paris lebte, kennen lernte und, da sie bei französischer Leichtfertigkeit die Frucht verbotener Liebe öfters genoß, endlich heirathete. Franz gewöhnte sich bald so stark an die Familie, daß es ihm unentbehrlich schien, wenn er nicht alle Tage die Familie besuchte. Viel dachte er hin und her, riß wieder zusammen, was er mit vieler Mühe gemacht hatte, und richtete sein Perpetuum mobile wieder nach einem neuen Plan. Bei dieser Familie kehrte ein Bürger des Städtchens ein, der ein sehr eifriger Verehrer der katholischen Religion war. Französischer Witz der Frau suchte sehr oft diesen Mann zu ihrer Zielscheibe. „Was hat Ihr Pfaffe heute wieder gelogen?" fragte sie ihn eines Sonntags. „Madame! deutsche Priester können eben so gut das Evangelium predigen, wie die französischen, Ihr Vorurtheil ist zu beschränkt." „O! — Nun, nun! Monsieur! Pfaff Franzos lügen eben so gut, wie deutsch", sagte Madame. „So, glauben Sie gar nicht an das Evangelium?" fragte sie eifrig der Bürger. „Evangelium Voltaire, erwiderte die Madame spöttelnd, indem sie ein Auge zudrückte, ist das beste." „Nun, was sagt Euer heiliger Voltaire?" fragte der Bürger sie ebenfalls spöttisch. „Voltaire, ja Voltaire! Ihr Deutsche habt keinen Voltaire, sein Ruhm ist unsterblich; er beweist, daß Christus blos ein Sohn des Zimmermanns Joseph gewesen; da der jüdische Ritus damaliger Zeit dem Laster sehr ergeben war, suchte er eine bessere Reform ins Judenthum zu bringen, bei der er sich den Haß der Hohenpriester zuzog, wo es bei der Reform nicht blieb, sondern er bildete eine neue Religion, die nach ihm die christliche Religion genannt wurde." Der Bürger, dem diese Glaubensmeinung zu frei vorkam, erwiderte ihr: „Madame! Ihr Voltaire mit seinen laxen Ansichten konnte

sich zu seiner Zeit bei den Noblen beliebt machen, weil die Sucht damals zum hohen Ton gehörte, wer den Ungläubigen recht spielen konnte. Dem Adel, welcher voranging mit Voltaire'schen Inspirationen, äfften die Bürgerlichen nach, und was kam am Ende heraus? Die gräßliche Blutrevolution, welche ganz Frankreich verheerte!" „Die Revolution war sehr nothwendig, wendete Madame ein, wäre sie nicht gewesen, so könntet Ihr Deutsche noch gerade so in der Leibeigenschaft schmachten, wie heut zu Tage noch die dummen Russen. Eure blinde Religion schmiedet Euch ja jetzt schon wieder an ein Joch der Pfaffen, von dem Euch die Franzosen befreiten, da Ihr blinde Werkzeuge pfäffischer Gewalt seid." „Madame! wir wissen, daß uns das Gesetz schützt vor den Uebergriffen der Geistlichkeit; ein Staat ohne Religion kann nicht bestehen, wie ein Mensch ohne Religion nur von seinem Eigendünkel abhängig ist, der ihn oft zu den grellsten Widersprüchen verleitet." „Dieses liegt nur in dem Charakter der Deutschen, die keinen Gerechtigkeitssinn, keine Humanität haben," suchte Madame zu widerlegen, „sobald hinlängliche Bildung die Völker durchströmt, werden sie einsehen, daß die Pfaffen nur da sind, um die Menschen zu hintergehen." „O — Madame! gerade das Gegentheil, sagte der Bürger, durch die Religion wird die Milde und Humanität gefördert, fromme Priester vermögen gar viel durch ihr gutes Beispiel auf die Menschen auszuüben; wäre keine Religion, so würde der Eigennutz so überhand nehmen, daß die verhärteten Gemüther mit erbittertem Haße einander aufreiben würden." „Bruder! fiel der Mann der Madame ein, da mußt Du nach Frankreich gehen, dort kannst Du lernen, ob die Pfaffen nothwendig sind oder nicht; gebildete Leute brauchen immer weniger Vormundschaft, als rohe Menschen, das behaupte ich." „Und doch warfen die Franzosen sich auch wieder in den Schooß der Kirche,"

bemerkte der Bürger. „Dieses hat die Politik gethan; Napoleon wollte Kaiser sein und nicht der freie Wille des Volkes," entgegnete ihm der Halbfranzose. Solchen Gesprächen, die auf das empfängliche Gemüth Franzens nicht vorübergehend wirkten, hörte er aufmerksam zu und bildete in seinem Herzen Grundsätze, die der jugendlichen Erziehung gerade entgegen waren. Sein Perpetuum mobile zog ihm mehr Spott als Belohnung zu, er gab es daher einstweilen auf, bis er mehr Kenntnisse in der Mechanik besaß, weshalb er bei dieser Familie fleißig in Büchern studirte, die er sich nach und nach für sein erspartes Geld anschaffte. Franzens Vater, der fleißig in die Lotterie setzte, um einmal sein Glück darin zu machen, weil das Compagnie-Geld auch keinen besonders großen Vortheil gebracht hatte, ja eher auf die Neige ging, oder durch eine andere Spekulation seinen Geldburst zu stillen, quälte sein Weib auf die unnatürlichste Weise. Die Gerberin suchte ihren Sohn für sich zu gewinnen, weil ihr Mann sie so grausam behandelte, sie überall verschrie und sogar ihre alte Mutter durch Mißhandlung aus dem Hause gebracht hatte. Oft mußte sie sich Wochen lang verbergen, wo sie bei irgend einer Bekannten oder ihrer alten Mutter Zuflucht suchte. Franzens Behandlung von Seite seines tyrannischen Vaters war gerade auch keine beneidenswerthe. „Kracke, geh' zu deiner Canaille, du bist nicht mein Kind," warf er ihm oft in schnöder Weise vor, und wenn Franz etwas sagte, das dem rohen Vater gerade nicht gefiel, so konnte er Ohrfeigen haben. Durch dieses Benehmen entfremdete der Vater, der dem Sohne seine Legitimität abstreiten wollte, sich immer mehr; sein jugendliches Herz hatte nur Kummer, und Franz wünschte sich laut, nicht geboren zu sein. So traf es sich eines Tages, daß die Mutter von Franz, welche gerade wieder eine rohe Mißhandlung von ihrem Manne empfangen

hatte, ihr Leid einem Bürger klagte, das die drolligste Anregung verursachte. „Mein Mann plagt mich immer, wenn ich nur wüßte, wie ich von diesem Grobian kommen könnte, gebt mir einen Rath, Herr Vetter, er will mich mit Gewalt umbringen, gönnt mir nichts zu essen, ich habe ein wahres Marterleben!“ „Da guckt ja der Gugelhopfen beim Rock heraus, sagte der Bürger, indem er auf selben hinzeigte, wenn Ihr solche Trümmer herumschleppt, so ist's mit dem Verhungern nicht so arg, wie Ihr's macht.“

Drollig sah die Gerberin freilich aus, ihre Kleider stunden in die Breite; wie eine geschnitzte Mutter Gottes war sie anzusehen, über die Kleider und Mantel steif ausgespannt waren. „Ja, dieses habe ich mir gerade gebacken bei meiner Mutter, daß ich etwas zu leben habe,“ erwiderte die Gerberin zu ihrer Entschuldigung. „Geht, geht! ich will nichts wissen,“ sagte der Bürger zu der Gerberin, die ihren Weg wieder ging. Sie suchte einen Mann, der ihr als Beistand dienen sollte, weil sie auf Scheidung antrug, den sie an ihrem Gevatter fand. Als Beide zum Stadtpfarramte kamen und ihre Klage vortrugen, wies man sie ans Dechanat, das aber Beide, da sie ihr Anliegen verkehrt vorbrachten und merken ließen, daß kein großes Vermögen da sei, mit den Worten fortjagte: wird nicht so arg sein, die Weiber übertreiben gern. So mußte die Gerberin nach längerem Wegbleiben vom Hauswesen wieder ins Joch ihres Ehemannes schliefen, das ihr so widerlich war. Originelle Zerrissenheit brachte das Hauswesen des Gerbermeisters bald wieder auf diesen Punkt der Reduktion, daß es dem Verderben entgegeneilen mußte. Keine größere Freude konnte es den Zunftgenossen, und besonders dem Gerber Albert gewähren, als wenn der Hader die unzufriedenen Eheleute entzweite und er deutlich einsehen konnte, daß das Geschäft des Gerbers mit Riesen=

schrittten zurückging. Obwohl der Gerber Albert selbst mit Schulden überhäuft war, gönnte er doch mit teuflischer Freude seinem Geschäftsnachbarn den Untergang. Als sich der Gerbermeister, welcher mit seiner Frau in so arger Disharmonie lebte, von den Gläubigern gedrückt, insolvent bei Gericht erklärte, welches ihm sein treu scheinender Geheimrath, der Hutmacher, rieth, hatte der Gerber Albert die Ehre, als Geschäftskundiger die gerichtliche Schätzung vorzunehmen. Wohldienende Zuvorkommenheit, die größte Gewissenhaftigkeit bezeugte er dem Commissär gegenüber, der die Gantsache unter sich hatte, seine große, lange, gerad hervorstehende Nase stierte in alle Winkel und Ecken des Hauses hinein, und mit kreischender greller Stimme machte er den Commissär aufmerksam, daß ihm oft die Geringfügigkeit der Sache widerlich schien. Auch das Eigenthum der Frau erklärte er als den Gläubigern zur Zahlung verbindlich; hieran konnte der Commissär hinlänglich wahrnehmen, daß er einen leidigen Haß gegen die Familie hege. In der Nachbarschaft, wie in dem Städtchen galt der Gerber Albert als ein frommer, religiöser Mann, denn oft Stunden lang hörte man seine Familie beten und fleißig besuchten sie die Kirche. Kurze Zeit nach diesem Vorfalle probirte aber der Gerber Albert selbst das Experiment mit der Lotterie auf dem Friedhofe in Gesellschaft eines Schäfers, wie es schon angedeutet wurde, nur mit dem Unterschiede, daß die Leiche eines neubegrabenen unschuldigen Kindes ausgegraben wurde und man selbem den Kopf abschnitt. Dieses Mittel half aber unserm abergläubischen Familienvater auch nicht, er wurde eben so gepeinigt von seinen Gläubigern, wie vorher sein Nachbar, weshalb er sich oft verleugnete, als sei er nicht zu Hause anwesend.

Franz, der sich aus den irreligiösen Gesprächen der halbfranzösischen Familie eine individuelle Religionsmeinung ge=

bildet hatte, erregte bald die Aufmerksamkeit der Geistlichkeit. Die Beichte hielt er für eine Gewissenspolizei, so sagte ja die Madame und ihr Mann, die Mutter Gottes war ein Weib, wie andere Weiber auch sind, ihre Jungfräulichkeit wurde tapfer abgeleugnet, von der Familie, und Christus selbst galt ihnen nicht mehr, als wie von Luther.

Der gute sanfte Stadtpfarrer ließ Franz zu sich kommen, hielt dem jungen Verführten eine ergreifende Gewissensrede, indem er sagte: „Mein lieber junger Christ! Mit Bedauern habe ich erfahren, daß Du Dich hinreißen ließest von gehäßigen Meinungen einer grundverdorbenen Familie, die junge Herzen nur zu verderben sucht, wie es in ihrem Lande Mode ist. Erwäge nur selbst und prüfe Dein Gewissen, ob es gut sein würde, ohne Religion dahin zu leben, wie die lüderliche Gewohnheit die Lebensweise dieser Leute eingerichtet hat. Was kann Menschenwerk ohne die Gnade Gottes? Glaubst Du, die Welt, die Menschheit sei nur so ohne alle Fürsorge Gottes entstanden, wie verwegene Menschen zu glauben vorgeben, ohne nur den geringsten Beweis liefern zu können? Nein, mein Sohn! es liegt schon in der Natur der Schöpfung, daß uns ein Wesen vorangeht, das wir mit Recht als einen unnahbaren Gott verehren müssen. Kehre um von Deinen irrigen Meinungen und verschließe Dir nicht selbst den Weg unserer heiligen rechtgläubigen Kirche, für welche so viele fromme begeisterte Männer stritten und die uns zur weltlichen Ruhe und ewigen Seligkeit führt.“ Diese Worte machten den gehörigen Eindruck auf das junge Gemüth; unter Thränen der Rührung bat Franz den Herrn Stadtpfarrer um Verzeihung und mied von selbst das Haus der Verführung.

Der Gerber Albert wußte keinen Ausweg für seine Schulden, er war hoch in der Brandversicherung, und bald

brannte es bei dem Nachbar wieder, wo er besonders thätig war, die Leute, welche anfangs löschen wollten, abzuhalten. Er und die Nachbarschaft bezeichneten mit leidenschaftlicher Wuth den „Ungar" als den Thäter, der beinahe von der Pöbelklasse erwürgt worden wäre.. Die gerichtliche Untersuchung konnte auch keinen weitern Beweis herausbringen, daher das eingeäscherte Haus wieder aufgebaut wurde. Franz, der bald darauf konscriptionspflichtig wurde, mußte Soldat werden, wo die Revolution ihn auch auf den Marsch rief, wie beinahe die ganze Heeresmacht der Deutschen zum Schutze der Monarchie in Bewegung kam, den Ereignissen der Februarrevolution Einhalt zu thun. Das Regiment, bei welchem Franz eingereiht war, hatte die Ordre, mit andern Regimentern sich ins badische Gebiet des Seekreises zu begeben, um den rebellischen Aufläufen, welche dort von Hecker geleitet wurden, mit Nachdruck zu begegnen. Das Regiment, bei welchem Franz diente, hatte nicht die Ehre, an einem Kampfe Theil nehmen zu dürfen, wo die Meinungen so verschieden die Politik theilte, die sich aber fanatisch vereint hatten und nach der Niederlage bei Kandern und Freiburg vorzüglich mit ihrem auf's Haupt geschlagenen Helden Hecker in die benachbarte Schweiz flüchteten. Es wurde ein strenger Kordon vom Bodensee den Rhein entlang von Militär aller Waffengattungen gezogen, wo die Soldaten längere Zeit Standquartier bei den badischen Bürgern bezogen, das zu allerlei Liebesabenteuern Veranlassung gab, wobei die Soldaten sich sehr wohl befanden. Doch besonders suchten die Bürger die Soldaten zu gewinnen, weshalb sie gelegenheitlich ihre politischen Gesinnungen ausforschten. Aber manchmal geriethen die Bürger auf Soldaten, die Theilnahme für ihre Sache heuchelten und nach vieler Aufopferung von Seite der Bürger sie verriethen. Dadurch zogen die Soldaten den

Haß der Bürger auf sich, welches zu manchem Skandal Anlaß gab. Ein solcher Skandal trug sich unweit Engen zu, wo in einem Dörfchen eine Hochzeit gefeiert wurde. Rauflustige Soldaten bekamen Kunde von dieser Hochzeit, daher sie sich zusammenrotteten und schaarenweise dem Dörfchen zueilten. Ihre Säbel, die sie immer bei sich zu tragen die Ehre hatten, sollten, meinten sie, wenn es zu Händeln käme, was sehr wahrscheinlich schien, ihnen den Sieg erringen. In dem Wirthshause des Dörfchens angekommen, betrugen sie sich gleich anfangs sehr brutal, daß der Zorn der Anwesenden über die unwillkommenen Gäste erregt werden mußte. Der Wirth, die Kellnerin und die Kellnergehilfen und Gehilfinnen hatten nur zu thun, die Soldaten mit Kleinigkeiten zu bedienen, wo der eine gleich bezahlte, der andere seiner Laune nach die Zeche miteinander bezahlen wollte, wie es jedem einfiel. Die Wenigsten waren darunter, welche gleich bezahlten, die Andern trugen gar nicht darauf an, oder hatten es gar nicht im Sinne, zu bezahlen. Vom Weine bald erhitzt, erfrechten sich die Soldaten, mit den Mädchen, welche auf der Hochzeit waren, zu tanzen, welches ihnen aber rund abgeschlagen wurde, indem ihnen die Brautleute und die Hochzeitsgäste erklärten, es sei nicht so viel Raum da, um ihren Willen erfüllen zu können; wenn Einer oder der Andere Lust habe, zu tanzen, so möchten sie es so einrichten, daß ihrer nicht zu viel auf einmal tanzten, das sei ihnen nicht verwehrt. Einige Bauernmädchen folgten wirklich der Nothwendigkeit, um jedem Spektakel vorzubeugen, und tanzten mit den Soldaten. Einige von ihnen brachten auch lüderliche Dirnen mit aus dem benachbarten Engen, mit denen sie wacker zechten und keine Tour ausließen. Die Folge davon war, daß die Gäste ihnen abermals Vorstellungen machen mußten, und sie mit den sanftesten Worten nicht zur Mißbrauchung der Tanz=

erlaubniß ermahnten. „Wir brauchen keine gnädige Erlaubniß von einem Bauerngesindel, riefen mehrere Soldaten zugleich, wir tanzen, so lange es uns gefällt und so viel wir wollen.“ Sogleich befahlen die Gäste den Musikanten, sie sollten ferner nicht mehr aufspielen, welches das Signal zum allgemeinen Sturme war. Gleich riefen die Soldaten einstimmig: „Musikanten, aufgespielt oder wir musiciren euch die Köpfe blutig!“ Die Musik begann wieder, und im Sturmlauf rissen die Soldaten halbberauscht Weiber und Mädchen von den Tischen der Hochzeitsgäste, um sie zum Tanze zu zwingen. Die Burschen und Männer nahmen sich natürlich, aufgebracht über diese Rohheit der Soldaten, ihrer Eigenen an, und es kam zu einer blutigen Rauferei, wo die Civils den Kürzern zogen und zum Fenster des Wirthshauses theils hinaussprangen, theils hinausgeworfen wurden. Die Civils kamen dann mit Heu= und Mistgabeln, Hacken und Aexten bewaffnet wieder zurück, an welchem Kampfe das ganze Dörfchen Theil nahm. Die Soldaten demolirten die Stiege, warfen Ziegelplatten vom Dache des Wirthshauses auf die Ankommenden. Der Wirth konnte nichts Anderes thun, als in das nahe Engen eilen und dort bei dem Commandanten um eine Patrouille bitten, welche ihm auch mit einem Offizier gegeben wurde. Abwechselnd hielten die Soldaten Wache auf ihrer kleinen Festung, damit kein Feind ins Haus dringen möge, und die andern tanzten mit den geraubten Töchtern und Weibern, die in Todesangst von den berauschten Soldaten im Reihen herumgeschleudert wurden. Wenn so eine geraubte Latinerin ohnmächtig wurde, warf man sie auf die Seite und schüttete ihr einen Humpen Wein ins Gesicht unter lauterm Gelächter. War die Tour aus, so zechte man tapfer und ließ die Freiheit leben. „Heut' kostet's nichts,“ riefen die Soldaten, „der Sechsundvierziger lebe hoch!“ Unter

dieser Bachusfreude kam aber die Patrouille mit dem kommandirenden Offizier an. Der Offizier befahl sogleich, die aufgebrachten Bauern sollten sich ruhig nach Hause begeben, oder er lasse feuern! Die Bauern entfernten sich fluchend, und die Soldaten, als sie merkten, daß ein Offizier mit einer Patrouille da sei, flüchteten alle hinten beim Stadel des Gebäudes hinaus, von dem Dunkel der Nacht geschützt, daß kein Einziger erwischt wurde. Nur die schlechten Menscher fielen in die Hände der Patrouille, welche auch ihre Freiheit erhielten, weil sich der Offizier schämte, eine solche Eskorte dem kommandirenden Chef zu bringen. Es wurde freilich eine Untersuchung von der Militärbehörde gegen die Soldaten eingeleitet, da beim Verlesen des andern Tages die zerrissene und nothdürftig geflickte Montour mancher Soldaten auffiel, oder das frisch benarbte Gesicht irgend eines Soldaten den Offizieren in die Augen stach; allein die Untersuchung wurde so lau geführt, daß sich die Soldaten leicht mit Lügen hinaus helfen konnten.

Im Herbste des Jahres 1848 marschirten die Soldaten wieder ihrem engeren Vaterlande zu, wo sie noch einige Zeit im Standquartier ihrer Landesbürger waren und endlich ihren ursprünglichen Garnisonsorten zurückbeordert wurden, wo dann eine große Beurlaubung eintrat, die unsern Franz auch traf. In der Heimath traf es sich, daß Franz mit der Tochter eines Malers bekannt wurde, die ihm Gegenliebe versprach und, wenn er vom Militär frei sei, zu heirathen schwur. Das Verhältniß, welches beide Liebende verband, wurde so geheim als möglich gehalten, da ihr Bruder, dem sie die Hauswirthschaft führte, leicht eifersüchtig werden und der Neigung seiner Schwester entgegenwirken könnte. Der schlaue Liebhaber wußte zugleich den Bruder zu gewinnen, daß er volles Vertrauen in ihn setzte und ihn in

sein Haus aufnahm, da die Eltern von Franz ganz ihrem Verderben verfallen waren. Mit allerlei Arbeiten beschäftigte der junge Maler Franz, der willig und treu seine Verrichtungen besorgte. So hatte Franz ungestört einen Genuß der Wonne, die er mit Gewogenheit des jungen Malers genoß, weil Franz besonders sparsam und kein Trinker war, daß er unter den seligsten Träumen dahin lebte. Das Frühjahr 1849 rief aber Franz aus seinen süßen Träumereien auf und wieder zu seiner „Waffenbraut", wie Körner sagt. Die dritte badische Revolution brachte das deutsche Heer aller Souveränen abermals in Bewegung. Bei Donauwörth wurde ein Lager gebildet, wo das Regiment, dem Franz angehörte, auch zu bivouakiren hatte. Anfangs ging es in dem Lagerleben gut, da das Regiment eines der ersten war, welches ins Lager einmarschirte. Bald darauf kam das 15. Regiment im Lager an, wo alsbald eine Verbrüderung beider Regimenter erfolgte. Es folgten Regimenter und Bataillone von verschiedenen Namen und besonders aus den ober- und niederbayerischen Provinzen, die schon von jeher ein gewisses Vorurtheil gegen die Schwaben im Herzen trugen. Die politische Bewegung, welche zu dieser Zeit alle Gemüther in einer gewissen Spannung hielt, blieb auch diesem Ghetto der Soldaten nicht fremd. Man deliberirte ganz offen und ungezwungen in den Lagergassen und den Boutiken, und das freundschaftliche Benehmen beider Regimenter, wo die Soldaten mit mehr Vertrauen sich einander näherten, als bei den übrigen, erweckte bald den Neid der Altbayern. „Dieses sind Hecker!" schrieen sie den Elfern und Fünfzehnern zu, „wir wollen sie schon zurecht bringen!" So kam es zu Raufereien, die so ernstlicher Natur waren, daß einmal das erste Jägerbataillon Front gegen das elfte Regiment machte und Miene annahm, auf sie zu feuern. Dieses hatte die Folge, daß das Bataillon

den nächsten Morgen schon um 4 Uhr früh unter Schimpf des elften Regiments abziehen mußte. Täglich gab es aber Exzesse wegen politischer Meinung, und einmal fiel sogar ein Schuß, der bei dem elften Regimente ein paar Zelte durchlöcherte, der der Sage nach von einem Bataillon des achten Regiments kam. Gleich wurde Generalmarsch geschlagen, welches eine sehr bedenkliche Bedeutung verrieth, weil es schon nach dem Zapfenstreich Abends 10 Uhr war. Die Regimenter wurden in Colonnen vor das Lager gestellt und mußten ein paar Stunden stehen bleiben, bis der Befehl zum Einmarsch erfolgte. Des andern Tages wurde das Standrecht proklamirt und die Soldaten nahmen sich schon mehr in Acht, ihre politische Glaubensmeinung geltend zu machen. Nur ließen viele aus dem Allgäu eine kindische Unzufriedenheit laut werden und verlangten, nach Hause gehen zu dürfen. Bald wurden sie auch dem Lagerleben enthoben, wo sie aber anstatt zu Hause in Franken und am Main zu kantonniren hatten.

Franz, dem seine Geliebte zu Hause mehr am Herzen lag, als alle politischen Kombinationen seiner Kampfgenossen, schrieb einmal ein zärtliches Briefchen an sie, um eine geistige Verbindung zwischen ihr und ihm herzustellen.

Datirt Miltenberg am Main.

Liebe Anna!

Wohl wirst Du auch von den Ereignissen des Lagerlebens bei Donauwörth gehört haben, welches, wie ich überzeugt bin, Dir die größten Besorgnisse für mich erregt haben wird. Sei daher unbesorgt, meine Klugheit und die innige Liebe zu Dir ließen mich niemals in den Strudel raufsüchtiger Kameraden hinreißen, ich blieb immer auf dem Wege der Pflicht, wie ich geschworen habe, meinem König treu zu

sein und meine Fahne nicht gegen die des Aufruhrs zu vertauschen. Wir befinden uns jetzt am schönen Mainesstrande sehr wohl, und die romantische Gegend, welche wunderlieblich auf mein Herz einwirkt, steigert mit jedem Tage die poetische Liebe in mir, daß Dein sanftes Bild mir unter tausenderlei Gestalten reflektirt erscheint, wie es gewiß kein Künstler auf Erden mit seinem Pinsel auf Leinwand hinzaubern könnte. Freilich wird in mir der Wunsch oft recht rege, ich möchte Dich umarmen können und aus Deinen treuen blauen Augen die Worte keuscher Liebe lesen; aber was nicht sein kann, muß der Mensch auch nicht starrköpfig wollen, sein Wille muß stärker sein, als daß er einem leeren Wunsche nachgebe; kühn und frei soll sich die Seele fessellos zu seinem Schöpfer emporschwingen, der für uns schwache Menschen so väterlich und mannigfach gesorgt hat und unser Schicksal lenkt. Da ich sehr viel Mühe habe, verwende ich die Zeit auf ein Projekt, das uns, liebe Anna, mit mehr Subsistenzmitteln ausrüsten soll, um bald eine Verbindung eingehen zu können, wo uns nur mehr der Tod trennen kann. Lebe wohl und zufrieden, bis uns mehr Glück gegönnt sein wird.

Dich grüßt Dein treuliebender Franz.

Einen Brief von ihr wollen wir auch öffnen und darin sehen, wie ein liebendes Mädchenherz auf einen Jüngling zu wirken vermag, der zwar die strenge Pflicht des Soldaten zu erfüllen hat, aber doch ihren rohe Manieren beseitigt und, von Liebe gespornt, einen Zweck verfolgt, der ihn auf gesetzlichem Weg vom Militär befreien soll.

Lieber Franz!

Dein mir so theures Briefchen habe ich richtig empfangen und daraus ersehen, daß es Dir sehr gut geht, was ich von Herzen wünsche. Doch bin ich gezwungen, Dir gleich mit

einer andern Romantik entgegenzukommen, die zwar auch ihr Anziehendes, aber nur für gewisse Leute, hat. Ganz entgegengesetzt, wie Du Dich an den Naturschönheiten der Maingegend weidest, ist mein Bruder in die schwarze Nanni, unsere Magd — die Dir auch bekannt ist — vergafft. Ja — höre nur, so stark, daß er sie die „medizeische Venus" nennt! Wenn ich das Bauernunthier betrachte mit ihrer gerad hervorstehenden Nase, die so dumm in die Welt hineinsticht, als müßte Alles an ihr hängen bleiben; das großmächtige weite Maul mit dem schrägstehenden Gebiß, daß sich keine Bestie daran schämen dürfte; ihr Teint, der von Natur so rauchig, dreckfarbig scheint, als wäre sie von einer ganz andern Menschenraçe, so möchte ich über den schlechten Geschmack meines Bruders eher weinen als lachen, da er doch als Maler mehr Genie für's Schöne zeigen soll, jetzt aber gerade das Extrem behauptet. Und nicht nur das allein, dieses Weibsbild beherrscht meinen Bruder der Art, daß er mir ganz abgeneigt wird und sie ihre Bosheit und Heimtücke an mir ausübt. Letzthin verschnitt sie mir die Schuhe, und als ich mich bei meinem Bruder darüber beklagte, erhielt ich von ihm die Antwort: „Du bist ein unnützes Möbel, Dich wirft man weg!" Da wußte ich, wie viel es geschlagen hatte. Ich weinte, trug den Kummer still, und wärest Du nicht mein Trost, lieber Franz, so hätte ich die Kraft nicht, so heiß ich auch bete, mich aufrecht zu erhalten. Obgleich ich ein schwaches Mädchen bin, wäre mein sehnlichster Wunsch, bei Dir zu sein; gerne würde ich die Waffen tragen und pflichtgetreu den Dienst für Dich verrichten, damit Du Deinem Projekte ungehindert obliegen könntest. Gott gebe Dir Kraft und Ausdauer, damit es zu unserm Heile gelingen möge, was Dein Talent hervorzubringen im Stande ist.

Deine kummervolle treuliebende Anna.

Während die andern Soldaten dem Schlaraffenleben nachliefen, wenn sie Muße hatten, wo es so viele in den Kantonnements am Maine gab, suchte Franz wo möglich in ein Quartier allein zu kommen, um ungestört von seinen Kameraden sein Projekt zur Reife zu bringen. Die Tage vergingen am Maine, ohne daß ein besonderes Ereigniß den gewöhnlichen Dienst der Soldaten störte. Man näherte sich allmälig der Garnisonsstadt Aschaffenburg, wo das elfte Regiment, nicht ohne verwöhnten Widerwillen, die Kaserne beziehen mußte. Bei öfterem Briefwechsel mit seiner Geliebten sprachen sie einander Trost, Muth und Ausdauer zu, wo es an zärtlichen Regungen des Herzens nicht fehlte, die sie einander schriftlich mittheilten. Konnte die Geliebte etwas thun, um mit kleinen Geldsendungen das knappe Leben des Soldaten zu unterstützen, so that sie es gerne; er gab ihr ja Hoffnung, Alles reichlich zu ersetzen. Der Winter verging für Franz bei dem Garnisonsleben in Aschaffenburg, ohne daß er sein Projekt aufgab. Das Frühjahr expedirte, durch Unterstützung des Malers, aus gewissen Rücksichten die „medizeische Venus" nach Amerika. Froh über diese freiwillige Entledigung ihrer Nebenbuhlerin, theilte Anna dieses Ereigniß brieflich ihrem Franz mit, der ihr erwiderte, daß sein Projekt jetzt fertig sei, nur seine Befreiung vom Militär wäre dazu nothwendig. Sie ermunterte ihn, er solle an ihren Bruder schreiben und ihm die Sache, so viel als er für nöthig erachte, mittheilen; sie habe jetzt wieder mehr Einfluß gewonnen auf ihren Bruder und sie wolle ihr Möglichstes thun. Franz schrieb an den Bruder von Aschaffenburg aus folgenden Brief:

Theuerster Freund!

Ich wage es, Dir eine Sache mitzutheilen, der ich schon Jahre lang mit allem Eifer obliege, die mir jetzt so weit

gelungen ist, daß ich mit Zuversicht und Selbstzufriedenheit einen Sieg damit zu erringen weiß, der meine Mühe großartig belohnen muß. Es gehört schärfere Einsicht von Männern dazu, meinen Plan zu prüfen, deswegen habe ich die Ehre, mir die Freiheit zu nehmen und Dich davon in Kenntniß zu setzen. Mein Projekt beruht auf einer Erfindung der Kalorik, wo ich durch geheizte Luft — die sich eben so ausdehnt, wie der Dampf des Wassers — die Dampfkraft mit bedeutenden Ersparnissen an Brennstoff ersetzen will; ohne der Sicherheit zu erwähnen, welche dieser neuen Maschine eigen ist, da man an eine Explosion nicht mehr dabei denken darf. Vorerst ist es aber höchst nöthig, wie es sich von selbst versteht, daß ich vom Militär frei werde, um der Sache mit mehr Nachdruck beistehen zu können. Solltest Du mir gewogen sein und mir das nöthige Geld zuschaffen, um mich vom Militär loskaufen zu können, wird meine Dankbarkeit Dich ehrlich dafür entschädigen, wie es meine Pflicht erheischt, einem Wohlthäter seine Auslage reichlich zu ersetzen. Ich lebe jetzt nur mehr meiner erfolgreichen Erfindung, in der Hoffnung, Du werdest meinem Wunsche nicht zuwider sein, ohne dessen Realisirung ich ein gefesselter Prometheus bleibe! Dich grüßt herzlich in Erwartung dein aufrichtiger Freund

Franz.

Dem Briefe folgte sogleich von Seite des jungen Malers Zusage, daß Franz vom Militär losgekauft werde, welches Franz in eine nie empfundene Freude versetzte. Der Zusage Wahrheit zu verleihen, schickte der junge Maler das zum Militärloskaufen nothwendige Geld. Franz nahm Urlaub, worauf er sich in Aschaffenburg aufhielt, weil dieses eher ein Platz war, die Erfindung zu realisiren. Der junge Maler reiste später selbst zu Franz und hielt sich dort einige Tage auf, um dem Erfolge mehr auf die Spur zu kommen. Franz

versuchte überall seine Erfindung geltend zu machen; allein bald gewahrte er zu seinem Schrecken, daß die Reichen zwar nicht taub aber doch so überzeugt sein wollten, um die Erfindung in einem kleinen Modelle versinnlicht zu sehen, daß sie eine augenscheinliche Ueberzeugung davon haben möchten. Er versuchte sein Glück in dem nahen Frankfurt, wo es ihm eben so ging, bis der Zufall ihn auf ein Lotterie-Comptoir trieb, wo er badische Lotterie-Promessen in Empfang nahm, um sie zu verkaufen. Franz kaufte sich vom Militär los und dachte durch weiteres Suchen für sein Projekt endlich doch einmal sein Ziel erreichen zu können. Als er nach Hause kam, nahm ihn der junge Maler zwar wieder in sein Haus auf, doch mit unerträglichen Neckereien von seiner Seite geplagt, entfernte Franz sich wieder und ging nach München, wo er verschiedene Vorlesungen der dortigen Professoren an der Universität hörte; besonders aber Chemie studirte. Der Ertrag von den Lotterie-Promessen gab ihm die Mittel dazu, weil er sehr sparsam war; allein bald hörte auch diese Existenz auf, da der Verkauf von diesen Loosen verboten wurde. Jetzt ging die Noth bei Franz erst recht an. Der Freund wurde ihm immer gehässiger, trieb ihn durch selbsterfundenes Geschwätz so in die Enge, daß Franz keine andere Wahl blieb, als in die Fremde zu gehen und auf seiner Profession sein Fortkommen zu suchen. Die freie Schweiz war sein Ziel. Er kam glücklich dort an, fand bald Arbeit und blieb am ersten Platze eine Zeit lang, bis der Meister zu seiner Zufriedenheit Franz wieder entließ, als die Arbeit mehr zusammenging. Franz suchte sein Fortkommen weiter und kam nach Genf, wo er wieder Arbeit erhielt. Die dortigen deutschen Gesellen unterhielten einen Verein, der theils socialistische, theils kommunistische Ideen in sich trug. Franz wurde auch bekannt, man führte ihn in die Gesellschaft ein, wo sich auch mehrere

Flüchtlinge der deutschen Revolution befanden. Radikale Republikaner waren Alle momentan, die dem Vereine angehörten; sie nannten sich gegenseitig Bürger nach den Statuten, schwuren Fürsten und Adel ewige Rache und hielten Reden. Franz, dem die Fluchausbrüche auf die gekrönten Häupter und den Adel eher Lachen als Angst erregten, konnte sich nicht enthalten, mit witzigen Bemerkungen die ärgsten Schreier zu verhöhnen. Ein Literat machte sich einst mit einer sozialistischen Rede bemerkbar, dem Alle hochgespannt zuhorchten.

---

## Kommunismus und Sozialismus.

„Die menschliche Gesellschaft, welche gleiche Rechte von der Natur hat, theilte sich verschiedenartig, theils mit Betrug, theils mit Hilfe der rohen Gewalt in die Glücksgüter dieser Erde. Dummheit und nachtheilige Erziehung der Menschen von pfäffischer List bot, im Vereine mit den Mächtigen dieser Erde, den minder Begüterten oder ganz Armen ein Schauspiel dar, welches die Parole des Rechts an sich trug; beschränkt genug ertrugen die Benachtheiligten die Schmach mit gewohnter Gleichgiltigkeit und erkannten diese hergebrachte Sache als legitim an. Die Gottheit, welche aber von jeher schon eine gewisse Opposition in die Menschheit gelegt hatte, wirkte dadurch schon bei den rohen Heiden. Obwohl sie ihn nicht im aufgeklärten Lichte erkannten, hielten die alten Spartaner doch eine Republik fest, welche bei 400 Jahre bestund und ihr Glück und ihren Ruhm noch nach Jahrtausenden verkündet! Sie hielten sehr auf strenge Sitten, übten sich in den Waffen, verboten allen Luxus, der nur die Menschen weichlich macht, warfen alle klingende Münze ins Meer, um keiner Bestechlichkeit zu

dienen, genossen nur rohe und kräftige Speisen, wo die schwarze Suppe der Spartaner heute noch sprüchwörtlich ist; liebten ihre Weiber, jedoch so, ohne sich von ihnen beherrschen zu lassen; zogen nur die Kinder auf, welche einen gesunden kräftigen Körperbau besaßen, und theilten die Arbeit gemeinschaftlich. Dieses nannte man kommunistisch — gleichheitlich — da Jeder gleiche Rechte und Ansprüche in ihrer Republik hatte. Wir aber, in unserm so vielfach verderbten Zeitgeiste, dürfen uns eine solche Republik nicht denken, da wir auf unüberwindliche Hindernisse stoßen würden, die uns in den Weg kämen. Aber eine Nachahmung von diesem gegebenen Originale ließe sich verwirklichen, wenn der Staat es übernähme, gleiche Rechte und Freiheiten herzustellen ohne Standesunterschied. Die Arbeit müßte so getheilt werden, daß jeder Arbeitende genugsame Arbeit vom Staate erhielte, wo Alles Privateigenthum des Staates würde. Für die geleistete Arbeit hätte der Staat zu belohnen, und Jeder würde sich frei und glücklich fühlen. Die Kinder hätte ebenfalls der Staat zu erziehen, wer nicht arbeiten wollte, könnte bestraft werden. Dieses wäre der Sozialismus oder die beste gesellschaftliche Reformirung der bedrückten Menschheit."

Der Redner erhielt vielstimmigen Beifall. Franz erhielt auf sein Ersuchen das Wort und widerlegte logisch, daß sich Ideen wohl in Gedanken schön ausmalen lassen, aber im praktischen Leben nie einzuführen seien.

„Meine Herren! Als die Spartaner ihre Republik begründeten, waren sie noch rohe ungebildete Leute, die wenig Bedürfnisse nöthig hatten. Das barbarische Verfahren, wie sie ihre Kinder dem Tode weihten, die von der Natur schwächlich oder gebrechlich dem Leben entgegen sahen, konnte eben nur einem grausamen Volke eigen sein. Wäret Ihr etwa zu bewegen, Euer eigenes Fleisch und Blut zu tödten, wenn es

Euren Augen mißgestaltet erschiene? Wo findet Ihr die grausame Mutter, die der Civilisation und jeder Religion Hohn spräche und ihr eigenes Kind opfern würde, wenn der Befehl irgend eines Mannes sie zwingen wollte, die Frucht ihres Leibes, auf die das Muttergefühl so sorgsam und zärtlich herabblickt, zu zernichten? Ich glaube kaum, daß ein Mann und Vater solches begehren könnte, viel weniger, daß eine Mutter sich dazu verstehen würde; ja, Amazonen modernen Heroismus würdet Ihr gegen Euch bilden, die an Aufopferung die Amazonen klassischer Zeit noch weit übertreffen würden. Fiele auch diese barbarische Handlungsweise weg, welche sich nie mit der Civilisation und Religion gebildeter Völker vertrüge, so wäre auch die übrige Lebenseinrichtung der Spartaner unsern Sitten und Gewohnheiten so zuwider, daß eher der Zeitgeist weichen und die gebildeten Völker einander mit fanatischer Wuth zerfleischen würden, als eine Einigkeit auf dieser Bahn zu erzielen. So wird es Euch bei reiflicher Ueberlegung selbst einleuchten, daß der Kommunismus in das Reich der Phantasieen gehöre. Dem Sozialismus sein Wort zu sprechen, bin ich aus vielfacher Menschenkenntniß ebenso abgeneigt, wie dem Kommunismus. Ueberzeugung wird Euch, meine Herren, auch auf meine Meinung bringen.“ — Gemurmel ließ sich vernehmen, welches Unzufriedenheit verkündete. — Der Präsident nahm das Glöckchen und schellte, zur Ruhe ermahnend, und fügte die Worte bei: „Bürger! Jedes Mitglied unseres Vereines hat nach den Statuten das Recht, frei und offen seine Rede vorzutragen, ohne gestört zu werden, ich bitte mir Ruhe aus!“ Es war ein ungarischer Tischlergeselle. Franz fuhr fort, über den Sozialismus seine Erfahrungen auszusprechen. — „Euer Bestreben hat sich zur Aufgabe gemacht, Gleichheit und Freiheit wie Brüderlichkeit unter den Menschen herzustellen. Ich gewahrte aber unter

Euch, daß Ihr mehr Sklaven einer Leidenschaft seid, die gerade die freie Männlichkeit untergräbt, als irgend ein Wüstling dem Sinnengenuß anhängt, und das nennt Ihr die freien Rechte der Natur! Welche Thorheit! — Ein Mann, der sich zum Sklaven des Weibes macht, hat nur halben Willen, seine Thatkraft ist gelähmt, seine Muskeln erschlaffen, entnervt schleichen seine Tage dahin, wo am Ende nur Krankheiten aller Art sein Leben peinigen, daß er oft den Tod herbeiwünschen möchte, der dem freudelosen Leben früh oder spät unter unschlüssiger Gewissensqual ein Ende macht. Glücklich ist nur derjenige, welcher mit sich selbst zufrieden ist. — Ihr flucht dem Adel, und doch gibt es einen Adel, der durch Großmuth und Herzensgüte wie ein glänzendes Meteor am gestirnten Himmel der gebrechlichen Menschheit voranleuchtet. Gibt es leider viele Ausschweifungen unter dem Adel, so gibt es doch wieder adelige Familien, welche sich durch Sittenreinheit und Tugenden auszeichnen, die sich nicht so gewöhnlich im täglichen Leben der Gesellschaft finden lassen. Es gibt Philosophen und gab zu jedem Zeitalter solche; aber ein Philosophenvolk gab es nie und wird es nie geben! Warum will man dem Adel die unschuldigsten Eitelkeiten so arg verübeln, die einem Jeden von uns mehr oder weniger schmeicheln? Vorrechte, die von Alters her dem Adel als verdiente Belohnungen eigen sind, wo oft das Blut von ganzen Geschlechtern gefordert wurde, die es kühn und edel dem Vaterlande verspritzten, kann man den Enkeln nicht streitig machen, da die Ahnen sie so gefahrvoll errangen. Hört alle Belohnung auf, so wird die Menschheit in eine Lethargie versinken, die zur traurigen Wildheit ausarten würde. Freiheit wollt Ihr, so bedenkt auch, was für eine widerliche Polizei-Bevormundung man zu erstehen hätte, wenn der Staat alle Arbeit auszutheilen hätte; ewiger Haber würde

die Gemüther so verwirren, daß Auflehnungen gegen jede gesellschaftliche Ordnung dem Elend in die Hände arbeitete. Wir haben so viele und schöne Constitutionen, die, wenn sie der kluge und fleißige Mensch benützen will, ihn keiner der menschlichen Freiheiten berauben, und wodurch er sich auf eine Höhe schwingen kann, die Königen gleich ist. Wenn Ihr schon die Macht des Geldes so vielfach schmähet, ist doch Geld nur der Sporn, der eine lästige Polizei unbrauchbar macht. Wendet Eure Talente auf Nützliches und Gutes an, anstatt daß Ihr Euch mit demokratischer Grädigkeit herumbalgt. Strenge gegen sich selbst, wird Euch bald Tugenden wahrnehmen lassen, die Ihr niegeahnt durch diese fixe Ideen schlummern macht. Dem Laster ist weder vorzubeugen, noch ist es ganz auszurotten, aber Einhalt zu thun, was sich seinen Grenzen nähert, sei jedes Menschen Bestreben!" „Der ist ein Reaktionär," schrie die ganze Versammlung, „fort mit ihm." Ich gehe selbst, sprach Franz, und besuchte den Verein nicht mehr. Nach Paris wollte Franz, das war schon längst sein Plan. Der Herbst war die geeignetste Zeit, als Franz sich vornahm, der freien Schweiz Adieu zu sagen, und die Grenzen Frankreichs überschritt. Ohne Geld machte Franz sich auf, überstieg das Juragebirge, an dessen Fuß das französische Grenzstädtchen Ferner lag, wo der so hoch berühmte Voltaire geboren wurde. Sonderbar! dachte Franz bei sich selbst, Genf so nahe an der Stätte, wo Voltaire das Licht der Welt erblickte, ließ zu gleicher Zeit einen Philosophen aus seinen Mauern emporblühen, der an Ruhm und Größe dem nachbarlichen Voltaire nichts nachgab, nur mit dem Unterschiede, daß Rousseau sich mehr dem materiellen Egoismus hingab, wo noch heute das Sprichwort giltig ist für die Genfer: Wenn ein Genfer ins Wasser springt, so eile ihm gleich nach, denn da ist etwas zu erhaschen!

Dieses bildete bei beiden Philosophen einen Haß — weil Voltaire mehr der Humanität geneigt war —, daß sie sich unverträglich in ihren Schriften der beißendsten Satyre gegen einander hingaben. Genf nennt sich auch die Stadt Calvin's, der durch seine Lehren viele Anhänger erwarb, die dem Katholicismus wie Protestantismus großen Abtrag thaten. Ist es die pittoreske großartige Romantik, welche unter so manigfach abwechselnden imposanten Naturschönheiten Genf umgibt, unter denen sich der Montblanc als mächtiger Bergriese mit beinahe Dreiviertel seiner Höhe sein ewig schneeiges Haupt erhebt, oder ist es der von reizenden Ufern umgebene Leman — Genfer-See —, der ruhig, still, melancholisch, sanfte Wellen auf seinem Rücken kräuselt; wenn aber die Bis — ein sehr heftiger Nordwind, der sich an den hohen Gebirgen von der Umgebung Genfs abprallt — mit ihrer ganzen Wucht auf die Silberfläche des Sees legt, so hört man den Kampf der empörten Elemente, wo ein donnerähnliches Getöse Tag und Nacht die sonst so harmonisch scheinende Natur unterbricht, und der Gischt der Wellen so hoch geht, daß Lustwandelnde auf den massiv gemauerten Quais nicht selten ein Spritzbad erhalten. Zu dieser Zeit könnte man glauben, das zornige Element wolle Genf in seinen Fluthen verschlingen. Solche auf das Gemüth des Menschen so tief einwirkende Naturseltenheiten können nicht wirkungslos an ihm vorübergehen. Eins von Beiden, wie der schnell folgende Wechsel der Natur, brachte Männer hervor, die an Scharfsinn, Größe und Geistesstärke ihrem Zeitgeiste weit vorangingen und für die kommende Zeit noch Jahrtausende fortleben werden. Der dem Blute so nah verwandte Burgunder-Wein mag wohl Vieles beitragen, die Intelligenz der Geister zu erhöhen und ihre Fassungskraft zu stärken. Jean Jacque Rousseau hatte von seinen Landsleuten wohl Vieles zu

erleiden; als sie ihn einmal in den Straßen Genfs verfolgten, prophezeite er ihnen: „Ihr werft mich jetzt mit Steinen und Eure Enkel werden mir ein Monument errichten!“ Die Genfer blieben ihm seine Prophezeiung nicht schuldig. J. J. Rousseau sitzt auf einem Stuhle — leider sehr plump und unästhetisch — als verewigtes Sinnbild auf einer kleinen Insel gegen Osten der Stadt, wohin eine kleine Nebenbrücke von der Hauptbrücke, die die Rhone überspannt, welche aus dem Leman tritt, den sie durchfließt, wie der Rhein den Bodensee, führt. Auch diese Insel trägt seinen Namen. Und um der todten Asche des großen Mannes gleichsam Abbitte zu thun, der, bei seinen Lebzeiten verfolgt, sein Asyl im Savoyischen suchen mußte, schmeichelt der Genfer sich jetzt, eine Straße zu haben, die seinen Namen trägt. Wie wandelbar ist die Menschheit: was sie heute verwerfen und verfluchen, ist ihnen morgen ein Heiligthum! Erst dann, wenn derjenige nicht mehr lebt, den sie oft mit boshafter Chikane verfolgten, um sein Leben zu verbittern, erwacht in ihnen das Gefühl der Scham, und sie glauben der leblosen Asche Gutes zu thun, wenn sie irgend einen Haufen Erz, oder in ihrem thörichten Wahne einem Gegenstande dessen Namen verleihen, den sie eben so wahnsinnig zu einer Zeit verfolgten, wo warmes Blut sein edles Herz durchströmte. Und wieder nur soll ein solches Andenken der Menschen eitlem Dünkel schmeicheln. Jean Jacque Rousseau's Asche ruht im Pantheon zu Paris. Dieser Ehre kann sich der Genfer nicht schmeicheln. Die rächende Nemesis hielt auch hier ihre gerechte Waage. Voltaire hatte gleichen Genuß auf die Naturschönheiten des Lebens, wie sein Genfer Philosoph. Ferner liegt am Fuße des Juragebirges, welches Frankreich und die Schweiz scheidet. Von diesem Städtchen, oder, besser gesagt, von dem dortigen Schlosse — welches

Voltaire's Eigenthum wurde — denn er wär von armen Eltern geboren, wie Rousseau — genießt man eine Rundschau auf die herrliche Gegend, daß man entzückt vor Staunen am Platze gefesselt wird, und sich unwillkürlich fragt: Wohnen in dieser Zaubergegend Götter oder Menschen? Wo man eher geneigt wäre, zu glauben, Götter der klassischen Vorzeit hätten dort ihren Sitz aufgeschlagen, wenn nicht das Treiben der Menschen einen Jeden aus diesem Traume störte. Die reichen üppigen Anlagen und Campagnen reicher und adeliger Familien aus aller Herren Ländern, welche jeden Fleck Erde mit Gold aufwiegen, der sich in der Umgebung Genfs befindet, zeugt genugsam, daß diese Glücklichen sich überglücklich fühlen, wenn ein solcher Wonnesitz ihr Eigenthum ist. In diesem Städtchen Ferner befindet sich ein Kaffeehaus, zum „Veterinär" genannt, in dessen Garten, den die Mauern der benachbarten Häuser einschließen, zur Rechten an einer derselben mit lateinischen Buchstaben in niedlicher Erhöhung geschrieben steht: Deo Erexit Voltaire MDCCLXI. Hart ging Franz aus diesem irdischen Paradiese, an dem er wohl nur kargen Antheil hatte, doch die Nothwenigkeit zwang ihn, sich loszureißen von den Zaubergärten des Lemans. Als er das Juragebirge bestieg, schien der freundliche Mond unserm einsamen Wanderer als treuer Begleiter zu. Ohne nur einen Pfennig Geld in der Tasche, setzte Franz seine Wanderschaft muthig fort — weil er eine Zeit lang in Genf ohne Arbeit war und wieder Arbeit zu erhalten hoffte — jedoch der unstäte Magen, der nichts von den poetischen Genüssen des von den Naturschönheiten trunkenen Geistes wissen wollte, forderte unter der strengsten Mahnung, indem er im Vereine mit den ermüdeten Nerven den Wanderer zur Nachgiebigkeit ermahnte, seinen Tribut. „Gib mir Labsal und ich bin ruhig", fing er mit dem Geiste zu streiten an, „oder ich halte den Kreis-

lauf deines Blutes inne!" Dieser gefährlichen Warnung mußte der starke Geist nachgeben, Franz sprach in der nächsten Hütte an, wo die Bewohner schon im tiefen Schlafe lagen, doch dem pochenden Wanderer gab auch der Schlaf — der Bruder des Todes — Gehör. Ein junger rüstiger Bursche trat mit einer Oellampe, indem er die Thüre aufmachte, Franz entgegen: „Was wollen Sie, mein Herr?" fragte der muthige Franzose. „Ich habe sehr Hunger", entgegnete Franz auf französisch. „Dem ist abzuhelfen", sprach der Franzose, „kommen Sie, mein Herr!" Franz ging mit ihm in die Hütte. Der Franzose setzte ihm ein großes Stück Ziegenkäs vor, gab ihm Brod dazu und Franz ließ sich's wohl schmecken. Als er seinen Hunger gestillt hatte, lud ihn der Franzose ein zum Schlafengehen. Franz dankte für Alles und deutete dem Franzosen an, er wolle noch diese Nacht weiter gehen, worauf ihn der Franzose fragte, ob er sich nicht fürchte. „Ich habe nichts zu fürchten", gab ihm Franz zu verstehen. „C'est un bon Allemand", ist ein guter Deutscher, meinte der der Franzose, und ließ Franz, der sich nochmals herzlich bedankte, indem er ihm die Hand reichte, seinen Weg weiter gehen. Oefters sah sich Franz um, im Silberschein des Mondes die Gegend zu betrachten, die ihm so viel Bewunderung ablockte, Noch reizender erblickte er die helle Schimmerfluth des Lemans; die Berge, welche so hoch und mächtig ihr Haupt erheben, kamen ihm niedlicher vor, und die ganze Gegend trat ihm in einer fremden Gestalt entgegen, die, vom magischen Lichte des Mondes eingehüllt, ihr liebliches Bild, fremd und doch bekannt ewig in die Seele des jungen Wanderers eindrückte. Recht lebendig trat ihm jetzt das Bild des Landschaftmalers Adam vor Augen, das in Genf bei einer Kunstausstellung im Museum ausgestellt war, wo Franz als Dilettant für sich selbst auftrat, und dem Künstler eine ver=

fehlte Recension zuwarf; aber jetzt erst tauchte in ihm der Gedanke auf: ja, der Künstler hat kein Detail verfehlt, von diesem Punkte hat er es aufgenommen. Bild der Schönheit, dich werde ich ewig nicht vergessen! Er setzte seinen Weg fort, wo noch immer bergauf abwechselnd die verwegenste Scenerie von nackten Schluchten, an denen sich in Krümmungen eine schöne breite Straße hinzog, wild romantisch auftauchte. So zwischen 1 und 2 Uhr gelangte Franz auf der Höhe des Gebirges an, wo es schon mehr gerade und allmälig abwärts ging. Schauerliche Schluchten starrten mit ihren von undurchdringlicher Finsterniß umhüllten Schlünden Franz entgegen, was ihn anstatt Grauen eine wildverwegene Keckheit fühlen ließ. Kein lebendes Wesen war ihm bis dahin begegnet, nur die Nachtvögel schlugen hie und da in den Aesten der schwarzdunklen Tannen, die untermischt mit riesigen Buchen und Eichen als Mehrzahl den Rücken des Gebirges umsäumten, daß sie rauschend in den Schluchten widerhallten. Da kamen zwei Männer Franz entgegen, links und rechts Wald, der tiefe Abgründe verbarg. „Oho! — Monsieur, wohin so allein?" Nach Frankreich, antwortete Franz. „Nun, so hören Sie, Monsieur, wenn es beliebt, nahm Einer das Wort. Sie scheinen mir sehr viel Courage zu haben, hier ist es nicht recht sauber, es ist schon mancher Reisende auf diesem Wege abgetackelt worden, auch gibt es hier Geister und wer weiß was für Teufelszeug. Ich ging auch einmal um eine solche Zeit — es mochte ungefähr 2 Uhr sein — den Weg, und mehr vorwärts, wo man bald oben auf dem Berge ist, hörte ich eine wunderschöne Musik, die immer näher kam; ich stund hin und lauschte den melodischen Tönen aufmerksam zu, es kam immer näher, aber bald veränderte sich die Scene; die schrillsten, mißlichsten Töne gingen so schnell über, ein gräßlicher Sturmwind kam plötzlich, ich wurde

ergriffen und, ich wußte nicht wie, war ich auf dem Salève bei Genf." „Nun, passirt mir was, so kann ich's auch nicht ändern, ich gebe mich in den Schutz Gottes, sprach Franz. Adieu, Monsieur!" So ging Franz seinen Weg weiter und die Zwei auch. Die Nacht verscheuchte der anbrechende Morgen, ohne daß Franz auf irgend etwas Besonderes gestoßen wäre, nur hie und da fuhr ein jagender Kohlfuchs an ihm vorbei, der mit klugen Augen dem einsamen Wanderer nachsah, wenn er außer Schußweite sich glaubte, der harmlos seinen Weg verfolgte. Franz dachte bei sich selbst, auch für das schüchterne Wild hat Gott gesorgt, er wird mir auch seine Fürsorge angedeihen lassen, obwohl ich so ganz verlassen in einem fremden Lande umherirre. Der Morgen führte ihn durch mehrere französische Dörfer, wo er, von der Noth getrieben, um irgend eine Gabe bat; die Mildthätigkeit der Leute reichte ihm so viel, als er nöthig hatte; freilich stieß er auch auf unbarmherzige Menschen, die für ihn nur harte Worte hatten. An selbem Vormittage passirte er noch die Festung Orous und so ging es weiter, ohne daß er daran dachte, irgendwo um eine Nachtherberge anzusprechen. Bei einem Dorfe sah er ein Fuder Hafer stehen; dieses gibt eine herrliche Nachtherberge, dachte er, machte sich auf das Fuder und schlief die ganze Nacht so süß, bis ihn der Thau des anbrechenden Morgens weckte, als wäre er in Flaum und Federdunen gebettet. Weiter ging's Tag und manche Nacht durch unter vielen Entbehrungen, bis er nach Lyon und durch Zufall zu einem deutschen Schuster kam, der ihn einige Tage unterstützte. Der Schuhmacher wies ihn an einen Gastgeber, bei welchem mehrere deutsche Gesellen ihre Niederlage hatten. Der Gastgeber hieß Petermann und war ein geborner Schweizer, seine Frau eine Französin. So lange Franz Geld hatte, schlich Petermann und seine Frau

schmunzelnd um den Neuling, als aber dessen Baarschaft nach ein paar Tagen schon erschöpft war, wies er und dessen Frau Franz auf die Straße, daß er die Nacht auf derselben zubringen mußte. Unter diesen Gesellen befand sich auch ein preußisch-polnischer Jude, der ein Schneidergeselle war, dieser wirkte für Franz bei einem jüdischen Gerber Arbeit aus, wo er aber erst in vierzehn Tagen eintreten konnte. Ganz heruntergekommen, wie Franz an Kleidung und Allem war, hätte er sich nicht so lange helfen können, bis er Arbeit bekommen, wenn nicht der Jude sich seiner erbarmt und ihn heimlich mit zu Bette genommen hätte, der in der Behausung des Wirthes schlief. Der Jude theilte ihm mehrere nützliche Anweisungen mit: er solle zu den dortigen deutschen Agenten gehen, die bisweilen von ihren Regierungen angewiesen sind, die Deutschen in der Noth zu unterstützen. Wenige Sous waren die Folgen, welche er erhielt; es sind meistens protestantische Pfaffen, die die Wohlthätigkeit leider nur für ihren Säckel in Anspruch nehmen und die betreffenden Regierungen täuschen. Der badische Consul, ein junger humaner Kaufmann, war der ehrlichste, er gab Franz zwei Fünffrankenthaler und bemerkte ihm, er habe keine Vollmacht von der Regierung, es sein guter Wille. Franz bedankte sich aufs Höflichste, es war ihm damit geholfen. Er schrieb auch an seine Geliebte zu Hause und stellte ihr seine mißliche Lage vor und sie schickte ihm auch etwas Geld. Länger als sechs bis acht Wochen versprach ihm der Jude nicht Arbeit geben zu können; es dauerte acht Wochen und Franz fuhr hernach mit dem Dampfschiff nach Châlons sur Saone, welches die billigste Reise war. Von dort aus schrieb er an einen Jugendfreund in Paris, der ihm das nöthige Reisegeld schickte, und die Eisenbahn trug ihn mit Windeseile in einer Nacht nach Paris. Dort angekommen verschaffte sein Freund ihm Arbeit

in einer Fabrik, in welcher Saffian gemacht wurde. Franz arbeitete dort längere Zeit fleißig; eine Krankheit aber, die beinahe Jeden nach kurzer oder längerer Zeit befällt, nöthigte ihn ins Spital zu gehen. Als er so langsam wieder genesen war, fand er wieder Arbeit, aber nach kurzer Zeit befiel ihn die Krankheit wieder, wo die Aerzte ihm riethen, nach Hause zu gehen, seine Natur könne sich hier nicht akklimatisiren. Von Paris zu scheiden, war Franz ein hartes Ding. Er versuchte durch Aussetzen der Arbeit privatim seine Gesundheit zu erhalten, besah sich die Merkwürdigkeiten von Paris mit Muße und er konnte sich nicht satt sehen an den vielen Herrlichkeiten. Jedoch ist Paris nicht die Feenstadt, wie man zu glauben gewohnt ist. Einige Vorstädte des ungeheuren Häusermeeres bieten einen so schmutzigen Straßenanblick dar, daß man sich in Obacht nehmen darf, auf dem schlüpfrigen Pflaster die Beine nicht zu brechen, wohin aller Unrath und Abfälle aus den Häusern geschüttet wird, besonders wenn es regnet oder nebelt. Emsige Gassenkehrer, welche in Paris so zu sagen eine eigene Zunft ausmachen, sind wohl den ganzen Tag über bemüht, den Unrath auf ihre großen zweiräderigen Wägen zu laden und fortzuschaffen; allein die vollgepfropfte Bevölkerung von über eine Million Menschen haben zu viele Bedürfnisse, als daß dieses Geschäft ins Stocken gerathen könnte. In manchem Hause sind 2—300 Personen, und so ein Haus hat oft nur ein, höchstens zwei Thorwege, die am öftesten auf sehr enge Straßen münden. Auch trifft man kleine unansehnliche Häuserchen, die gleichsam an die großen altersgrauen Giebel, welche mit greller Farbe riesengroße Buchstaben von Firmen aufgemalt haben, nur wie ängstlich hineingedrückt sind. Bald wechseln auch weitläufige Fabrikgebäude, die eben keinen besondern planmäßigen Baustyl verrathen, ab, denn in Paris ist der Platz theuer, —

es kommt oft eine Stelle, worauf ein Arbeiter steht, jährlich auf hundert Franken und darüber, — man baute, wie es die Nothwendigkeit gerade erlaubte oder es dem Fabrikherrn am geschicktesten däuchte, deßwegen sind an ein großes Fabrikgebäude noch mehrere Nebenbauten gestellt, die oft einen entgegengesetzten Geschmack von dem Hauptgebäude tragen. Dieses bald groteske, bald ängstlich materielle Bauwesen macht auf das Gemüth des Fremden einen so widerlichen Eindruck, daß ihm dabei die Launen der Menschen recht anschaulich zu Sinne kommen und er gezwungen wird, zu denken, Alles ist Täuschung, welche Unvollkommenheit!

Faubourg St. Honoré, die Boulevards dagegen sind freilich mit Gebäuden ausgeschmückt, welche an Reichhaltigkeit des Styls und verschwenderischem Luxus Alles überbieten, was man je gesehen und gehört hat. Das Chateau Luxemburg, ein berühmtes im Renaissancestyl erbautes Schloß, beinahe in der Mitte vom alten Paris, enthält an Reichhaltigkeit von einer Gemäldegallerie vieles, was man vergebens in andern Bildergallerien, wie München, Berlin oder Wien, sucht. Künstler und Künstlerinnen sind darin beschäftigt die unnachahmlichen Meisterwerke von Raphael, van Dyck, Rubens, Correggio u. s. w. wieder auf Leinwand aufzunehmen. Besonders zwei Gemälde erregen die Aufmerksamkeit der Besucher, die Pest in Florenz und die Revolution der alten Römer, wie sie die keusche Lukretia auf ihren Schultern durch die Stadt tragen, welches die Vertreibung der Tarquiner bewerkstelligt. Im Garten des Schlosses befinden sich die Statuen der Regenten und Regentinnen vom geschichtlichen Frankreich, in weißem karrarischen Marmor ausgehauen, worunter sich auch Jeanne d'Acre oder die Jungfrau von Orleans befindet. Eine Gruppe von Göttinnen, in deren Mitte die keusche Vesta in anmuthig reizender Stellung angebracht ist, steht gleich links

beim Eingange des Gartens ebenfalls unter freiem Himmel. Noch mehrere, theils aus der Mythologie, theils allegorische Figuren zieren die schöne Parkanlage des Schlosses, wo noch drei niedlicher Springbrunnen, die mit den Attributen des Wassers geziert sind, zu erwähnen ist. Ringsherum reihen sich auf einem Tableau die Regenten und Regentinnen des historischen Frankreichs. Galanthommes, Kindsmägde mit ihren Kindern und vornehme Damen zerstreuen sich in der Parkanlage und besetzen die dort angebrachten Bänke. Man begegnet hier manchem Gesichte von Damen und Herren, welche interessant genug wären, als moderne Schönheiten den Antiken zur Seite gestellt zu werden. Der Louvre enthält nicht nur eine fesselnde Bildergallerie, sondern auch die antike Plastik, aus Roms, Griechenlands und Aegyptens blühendster Zeitperiode, ist hier versammelt. Obelisken, worauf Hieroglyphen der Aegypter noch deutlich erhalten sind, und riesige Sphynxen — das alles der große Eroberer Napoleon von seiner Expedition von Aegypten mit nach Paris gebracht hatte — zieren die untern Hallen des Louvre. Moderne Plastik enthalten die großen Säle des Flügels vom umfangreichen Louvregebäude gegen die Tuillerien hin. Hier darf man schon Wochen lang Rundschau halten, um sich gehörig orientiren zu können; Künstler und Künstlerinnen sind auch hier versammelt, die Kunst zu vervielfältigen. Die Tuillerien, welche an dem Louvre angebaut sind, tragen auch den Styl der Renaisancezeit. Der Garten der Tuillerien, welcher kunst- und geschmackvolle Anlagen hat, stößt an die berühmten elyseischen Felder, die ihrem Ruhm, der ihnen vorangeht, nichts nachgeben an ausgezeichneter Anlage. Zu dieser Zeit wurde der Präsident der französischen Moderepublik zum Kaiser gewählt, wo das spitzfindige „Oui“ oder „Non“ der Franzosen ihn als Kaiser anerkannte. Große Militärmassen hatten ein Spalier von

St. Cloud, einem schönen Lustschlosse unweit Paris, bis zu den Tuillerien hin gebildet. — Kanonensalven verkündeten die Ankunft Napoleon's, der als Kaiser in Marschallsuniform in die Tuillerien einzog. Eine unübersehbare Menschenmenge hatte sich versammelt, die auf Bäumen und erhöhten Stellen einander drängten, daß es ein Wogen gab, aus dem man kaum sich hinaus zu arbeiten vermochte. Versailles, eine wunderschöne Stadt mit dem berühmten Schlosse, das der verschwenderische Ludwig XIV. mit aller Pracht eines genußreichen überschwenglichen Luxus erbaut hatte, in dessen Zaubergarten die kunstreichsten Wasserwerke der Erde nach Aesop's Fabeln angebracht sind, verschafften dem Besucher einen Feenanblick, wenn die krystallenen Bögen des künstlichen Wassers sich kreuzten, daß er sich unwillkürlich in die Wirklichkeit von „tausend und einer Nacht" versetzt glaubte. Das Schloß gehört auch dem Renaissancestyle an und enthält eine Bildergallerie, die nur die ausgesuchtesten Kunstwerke verkündet, wie keine dergleichen die Welt aufzuweisen hat. Monumente, Theater, merkwürdige Gebäude und tiefwissenschaftliche Anstalten besitzt Paris ebenfalls, wie keine Stadt auf Erden alles so zusammengedrängt aufweisen kann. Unter den Monumenten zeichnet sich die Napoleonssäule aus, welche, innen hohl, einen Aufgang gestattet, der zum oben angebrachten Kranze führt. Aeußerlich schlängeln sich seine Schlachten bis unter den Kranz hinauf, oben auf einer Abrundung steht der große Mann selbst, wie er so gerne im Leben die Chasseur-Uniform trug mit dem Ueberrocke; alles von Metall aus eroberten Kanonen gegossen. Die Juliussäule, auch hohl und aus Metall gegossen, hat oben einen vergoldeten Genius, der in fliegender Stellung nackt mit dem Lichte der Aufklärung halb im Aether zu schweben scheint. Die Namen derjenigen, welche bei der Julirevolution fielen, sind in die Säule eingegraben. Paris,

schon oft hast du den Erdball erschüttert und nie ist es dir gelungen, bei deinem schwankenden Charakter deine Ideen festzuhalten. Die Worte Rotteck's bewahrheiten sich: der Franzose ist eben so wenig fähig die Freiheit zu ertragen, wie er stets die Fesseln der Despoten abschüttelt. Wechsel und vor allem Veränderung ist den Franzosen zum unausbleiblichen Bedürfniß geworden, wenn schon sich dabei wieder ein Fragment dringender Gewalt einflicht. Die Gebäude sind: das den Helden und Männern aller Nationen geweihte Pantheon, ein Kuppelgebäude fränkischen Styls, das alle übrigen an Höhe überragt, darin befindet sich die Asche Voltaire's und Jean Jacque Rousseau's mit mehreren Helden. Das Theatre National, wo besonders Kriegsstücke aus der Napoleonischen Zeit gegeben werden, ermuntern die Bevölkerung zum blutigen Handwerk des Kriegslebens. Das Invaliden-Hôtel nimmt die gebrechlichen Helden Frankreichs auf, damit sie zur Belohnung sorgenfrei ihre Tage dort verbringen sollen. Das Stadthaus, das aus Marmor gehauene Statuen berühmter Pariser postamentartig umgeben, zeigt gothischen Styl. Die Staatsbibliothek, in dem neuen französischen Style erbaut, hat die berühmtesten Schriftsteller aller Nationen an der Frontseite des Gebäudes eingegraben, und seine Bibliothek, welche eine der reichhaltigsten der Welt ist, steht jedem Besucher frei und offen zur Benützung da. Die Ecole de droit (Universität) bildet junge Männer aus aller Herren Ländern zu tüchtigen Juristen und Staatsmännern. Der Jardin de plantes — Pflanzgarten — bietet die ganze Wissenschaft der Natur dar, wie berühmte Celebritäten: Chemie, Anatomie, Zoologie, Botanik, Geologie und alle Lehre, die die Welt nur darbietet. Die Ecole polytechnique — polytechnische Schule — bildet Techniker, Mathematiker, Astronomen und Ingenieure, die nicht selten einen europäischen Ruf erlangen. Kunstakademien

und Seminarien bilden Künstler und Priester, welche miteinander wetteifern, die Seelen der Menschen auf's Göttliche hinzuweisen.

Franz erholte sich zwar wieder und trat zwei Stunden von Paris, in dem Städtchten Choisi le roy, in Arbeit; aber bald stellte sich wieder Krankheit ein, und er war gezwungen Paris und seine Umgebung zu verlassen. Die Eisenbahn trug ihn nach Châlons sur Marne, wo der berühmte Champagner-Wein wächst und fabrizirt wird. Dort arbeitete er wieder eine Zeit lang, jedoch seine Gesundheit wollte da auch nicht zum Besten gedeihen. Er besuchte die Weinanlagen, wo die Reben an Geländern kurz beschnitten mit Draht angeheftet sind. Aber der Boden, obwohl er viel Natron enthält, den die Rebe der Traube zuführt, wodurch der Wein mehr Kohlensäure bekommt, bewirkt keinen so süßlichen Geschmack, nur die Fabrikation ertheilt ihm diesen. Ein großer Weinkeller, welchen ein schloßartiges Gebäude umschließt, ist die Fabrik dieses Weines. Durch's Hinzusetzen von Zucker, worauf die Flaschen verkorkt werden, ertheilt man dem Weine seine moussirende und süße Eigenschaft zugleich. Es gibt zweierlei Arten Champagner-Wein, rosafarbenen und weißen.

Von Châlons sur Marne reiste Franz über Luneville, eine schöne französische Festung, nach Nancy, welches eine schöne, regelmäßig gebaute Stadt ist, wo einst der unglückliche König Stanislaus von Polen seine Tage zubrachte, und kam nach Straßburg. Das Sehenswertheste in Straßburg ist das alte, im reinsten gothischen Style erbaute Münster. Möge man monumentale Bauwerke gesehen haben, so viel man wolle, das Münster von Straßburg, in seinem reinen, ganz edlen Style der kunstvollen Gothik, steht hier vor Augen mit schwindelnder Kühnheit. Nur schade, daß die zwei Thürme, auf welche man von außen hinaufgehen kann, nicht

ganz ausgebaut sind. Oben befindet sich ein Wirthshaus, welches die profane Neuheit hinaufgestellt hat, gleichsam zur Ironie des Heiligthums, welches, wenn Straßburg deutsch geblieben wäre, gewiß dort keinen Platz gefunden hätte. Eine künstliche Uhr, die an Berühmtheit ihres Gleichen auch nicht findet, ist zur rechten Seite des Schiffes in der Kirche angebracht. Glasmalereien zieren die hohen Bogenfenster, welche ein magisches Licht in das Schiff der Kirche werfen; von ihrer hohen Kunstfertigkeit und dem ächten Feuer ihres Farbenschmelzes steht man entzückt da, und glaubt, diese ätherischen Bilder umschweben Einen. Auf dem Münsterplatze steht Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, aus Erz gegossen, den die Franzosen auch so gerne naturalisiren möchten, doch die Deutschheit dieses großen Erfinders spricht zu laut, daß er ein Deutscher war und blieb. Anders verhielt es sich mit Kleber, der ein berühmter Kriegsheld war. Obwohl ein geborner Straßburger und deutscher Abkunft, entschied doch das verhängnißvolle Duell beim Regimente Kaunitz in Luxemburg, wo er als Hauptmann diente, dem deutschen Reichsheer Lebewohl zu sagen und in französische Dienste überzugehen. Die Zeitumstände brachten es mit, daß Kleber ein tapferer General der französischen Republik wurde, den Napoleon mit dem Oberbefehle über die Expedition in Egypten zurückließ, davon überzeugt, daß Kleber dieser Aufgabe bei seinem energischen Charakter ganz gewachsen war. Leider endete er unter dem Dolche eines fanatischen Muselmannes. Auch sein Andenken ehrt dessen Standbild aus Erz in den Mauern Straßburgs. Die Rheinarmee errichtete Desaix ein griechisches Monument aus rothem Marmor in dem Festungsrayon von Straßburg, außerhalb der Stadt. Arsenal und Kasernen überzeugen hier, daß man sich in einer der größten und stärksten Festungen befindet, deren Frankreich so

viele, nach allen Grenzen hin aufzuweisen hat, das unleugbar von dem kriegerischen Typus dieser so bewegten Nation zeugt. Von Straßburg aus, wo eine einfache Pontonbrücke über den Rhein führt, auf der auf französischer Seite ein französischer Posten steht, und auf deutscher Seite ein badischer Soldat das deutsche Reich zu schützen sucht, gelangt man in das offen liegende Städtchen Kehl. Auf französischer Seite überwachen Douanen die Grenzkontrolle und auf deutscher Seite badische Grenzjäger. Ueber den Schwarzwald eilte Franz nach Hause.

---

## Die Rache.

Zu Hause angekommen, bildete Franz bald das Stadtgespräch. Vorwitzige Klatschschwestern theilten einander mit, der Tausendkünstler sei auch wieder angekommen. Die zerrüttete Gesundheit und noch ein wunder Fuß, den Franz aus der Fremde mit nach Hause gebracht hatte, fesselten ihn an das Zimmer. Die Geliebte besuchte Franz öfters und aus Mitleiden unterstützte sie ihn, was in ihren Kräften stund. Seine Gesundheit erholte sich nur langsam; der beginnende Frühling lud ihn ein, öfters spazieren zu gehen und sich an den heimathlichen frischen klaren Quellen zu laben, die seiner Gesundheit am zuträglichsten waren. Aber diese Erholungen wurden von den neidischen Menschen, welche nur Haß in ihren grausamen Herzen trugen, ihm so bekrittelt, daß sie ihn einen Faullenzer, einen Taugenichts unters Gesicht hin hießen. Eine gehäßige Rotte, mit denen auch der Maler einverstanden war, hatte sich zur Aufgabe gemacht, Franz so zu verfolgen, daß er zur Verzweiflung getrieben werden sollte. Der Bruder der Geliebten von Franz hatte durch Protektion

unter der Zeit, als Letzterer fort war, es so weit gebracht, daß er durch Glasmalerei eine Existenz fand, die vordem sehr unsicher war. Gewöhnlich tragen Emporkömmlinge einen Uebermuth an sich, der nicht zum Ausstehen ist. So ging es auch dem jungen Maler. Ehedem warf er satyrische Kritik einer alten, adeligen Familie zu, die durch die Ereignisse des Jahres 1848 von ihrem Schlosse in ein benachbartes Städtchen übersiedelten, dort ein großes Haus ankauften und durch Restauration auch die alten Familienwappen an dem Plafond malen ließen, bei welcher Gelegenheit der junge Maler seinen schlechten Witz fahren ließ, als er mit Franz daran vorbeiging. Und jetzt heuchelte er in tiefster Devotion, Ergebenheit und Hochachtung, als verehre er diese Familie göttlich, weil sie ihm die Erstlinge seiner Kunst abkauften und dadurch Protektion verliehen. Einem Priester, der zwar nicht die gewissenhafteste Erfüllung seiner Pflicht und den schuldigen Respekt gegen seine Obern in sich verspüren ließ, war der junge Maler hinterrücks eben so undankbar, obwohl er ihm auch Vieles zu verdanken hatte. Eigen war seinem Charakter noch, daß er die unschuldigsten Menschen herabzuwürdigen suchte, die mit ihm in gar keine Berührung kamen. Ein Spitzname mußte ihnen angehängt werden, oder irgend eine Verachtung flog ihnen durchs Fenster zu, die die ausgeprägte Herzensschlechtigkeit des jungen Malers an sich trug. Daß er dabei mit seiner Schwester, die noch immer ein Verhältniß mit Franz hatte, nicht am besten verfuhr, versteht sich von selbst. „Ich habe es zu etwas gebracht, warf er ihr brutal zu, aber Dein Seladon bringt es in Ewigkeit zu nichts!“ Der unerfahrene Geck kannte nicht, daß das Leben sein Fatum hat.

So oft als die Geliebte zu Franz kam, brachte sie ihm eine gehäßige Neuigkeit mit; entweder erfinderische Lügen von

ihrem Bruder direkt oder indirekt, oder von boshaften Leuten, die ihr mit Schadenfreude inhaltsschwere Lügen zuflüsterten. Ihr Jammer fand keinen Trost, ihr Leben kannte keine Freude mehr. Obwohl Franz ihr Muth zusprach, brachte sie doch ein andermal wieder eine Neuigkeit, die mit Eifersucht gespickt war, wo sie halb zweifelnd Franz ansah, da ihr doch der Bruder oder eine andere einflußreiche Person hoch und theuer geschworen hatte, Franz da und dort bei einer Grisette gesehen zu haben. Auch der Vielsauferei zieh man ihn bei der Geliebten, welches ihr jedoch nur geringen Kummer verursachte, weil sie zu gut wußte, daß Franz kein Wirthshaus besuchte. Fort und fort, der ewigen Neckereien müde, suchte Franz sein Glück neuerdings in München zu versuchen, abermals gedieh es nicht und das verhängnißvolle Fatum schleuderte ihn wieder zurück ins Elend zu seinen hablosen Eltern. Ein ganzes Jahr brachte er dort unter den kümmerlichsten Entbehrungen zu, bis die Bosheit des Malers, welche ihn nur Hohn und Verachtung sehen ließ, die Schwester, die ihm schon lange aus andern Gründen lästig war, fortjagte. Ohne alle Subsistenzmittel war die Geliebte jetzt ganz vom Bruder abhängig, ihr Vermögen wußte er ihr unter Drohung und Schmeichelei zu entziehen. Die Geliebte gab Franz zu verstehen, daß sie ihre Rechte bei ihrem Bruder nicht geltend mache, weshalb er ihr einen originellen Brief voll Vorwürfe schrieb, der die Liebenden endlich trennte. Noch mehr fielen schadenfrohe Leute über ihn her, Franz ganz zu zernichten, wenn die magistratische Behörde mitwirkte. Der Stadtschreiber in der Magistratskanzlei hatte es besonders abgesehen auf Franz. Seine Spitzfindigkeit konnte den Haß nicht verbergen, den der lange Schreiber gegen ihn hegte. „Sie sind ein Schwindler", sagte er eines Tages voll bissigen Hasses zu ihm, als die Behörde ihn auf die Kanzlei rief, um ihm

nach wohlweisem Rathsbeschluß die Mahnung zukommen zu lassen, er habe sich bald aus dem Städtchen in Arbeit zu begeben, welches ihm der Halbsyndikus von langem Skribax publizirte, der sich nicht wenig einbildete, bei schwarzer Amtsuniform Hut und Degen tragen zu dürfen, wie die Magistratsmitglieder, wenn eine feierliche Begebenheit sie in ihre langschwänzigen Fracks jagte. Mensch! dachte Franz bei sich selbst, Deine Anmaßung will ich bestrafen, Du hast so lange die Schulbänke von Gelehrsamkeit geschwängerter Hörsäle verrutscht, und hast es am Ende doch nur so weit gebracht, daß Dir der Magistrat unter die Arme greifen mußte, um Dich nicht im Meere der Wissenschaft ertrinken zu lassen, warte, gleich sollst Du ein Schlagwort haben. „Sie kennen das Leben nicht, votre sottise est blamable, ô grand chameau!" entgegnete Franz dem Stadtschreiber, der sich das grand chameau gemerkt hatte, es auf einen Zettel schrieb und einem alten untergeordneten Schreiber gab, der nicht gut hörte. „Grand chameau heißt: großes Kameel, Herr Vetter!" antwortete der Gefragte in einem fahlen schreienden Tone, wie es Schwerhörigen eigen ist. Allgemeines Gelächter des Schreiberpersonals erfolgte, und Franz konnte gewahren, wie den langen, dünkelverrückten Stadtschreiber Zorn und Schamröthe zugleich überflog; flink wandte sich Franz der Thüre zu und verschwand. Dadurch hatte er sich aber noch mehr zur Zielscheibe des Hasses gemacht. Von allen Seiten wurde er so verfolgt, daß er zuletzt nur an fürchterliche Rache dachte, die er nach Umständen mit so erbittertem Gleichmuth und Gefühllosigkeit ausübte, wie sie selten bei Menschen zu finden ist.

Ueberall begegnete man Franz mit Verachtung, er war so zu sagen ausgeschlossen aus der menschlichen Gesellschaft; nur eine Familie des Städtchens nahm ihn so quasi über=

lästig auf. Nicht selten machte ihm die Frau des Trilimetzgers — so hieß man die Familie nach ihrem Spitznamen, der lieber genannt wurde, als der rechtmäßige Geschlechtsname — Grobheiten, die oft keine Gründe hatten, um ihm ihr Haus zu verleiden. Der Charakter dieses Weibes war geiziger Natur, ihre Oekonomie ging so weit, daß sie einst bei einem Wirthe des Städtchens, wo ihr Mann Kundschaft hin hatte, eine gewichtige Butterballe mitsammt der zinnernen Schüssel mitnahm, als ihr die Wirthin, die kein Mißtrauen in das Weib setzte, befahl, sie solle nur das Fleisch in die Küche stellen. Die Metzgerin that, wie ihr befohlen wurde, und als sie sah, daß Niemand in der Küche anwesend war, gewahrte sie die schöne Butterballe, flugs überwältigte sie ihre Diebsnatur und nahm sie mitsammt der großen zinnernen Schüssel in ihren Korb und eilte damit nach Hause. Aber ehe sie ihr Haus erreichen konnte, so arg die Metzgerin auch ihre Schritte verdoppelte, eilte ihr die rächende Nemesis in der Wirthin nach, die gleich darauf in ihre Küche kam und die Butterballe vermißte; wie ein Blitz fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf: es war sonst Niemand in der Küche da, die Metzgerin hat gewiß die Butterballe mitgenommen. — Rasch sprang die Wirthin der Metzgerin nach, die in der Hitze die Kellnerin umsprang, daß Letztere rücklings aufs Pflaster des Hausgangs hinfiel und die für die Gäste bestimmten Gläser zum Bierholen — da gerade viele anwesend waren — in tausend Scherben umherflogen. Erstere achtete aber in ihrer Hitze nicht darauf und schrie auf der Straße immer, indem sie die Metzgerin verfolgte: „He! he! Metzgerin, haltet ein wenig!" Die Metzgerin that aber, als wenn sie nicht hörte, und trat mit großen Schritten vom Leibe. Die Wirthin kam ihr immer näher mit dem Rufe: „Metzgerin, Metzgerin, haltet, ich muß Euch etwas sagen!" Endlich konnte die

Metzgerin nicht mehr anders, sie mußte es hören und die Wirthin hatte sie auch eingeholt. In der Hast packte die Wirthin den Korb der Metzgerin und sah, — zum größten Aerger der verschmitzten Diebin, ihre Butterballe mit der zinnernen Schüssel. Schnell gefaßt, entschuldigte sich die Metzgerin: „Seid doch stille, Frau, und macht keinen Lärmen, ich habe ein Gelüste darnach gehabt, ich will schon recht beten für Euch!" Die Wirthin, froh, ihr verschwundene Butterballe mit der zinnernen Schüssel ohne Justiz und Taxen wieder erhalten zu haben, eilte beinahe so schnell als sie gekommen zurück, ohne ein Wort zu sprechen. Aber was half ihr Schweigen, die Leute auf der Straße und in den Häusern durch der Wirthin Geschrei aufmerksam gemacht, sahen durch die Fenster und der Wirth mit mehreren Gästen, denen die von seiner Frau umgeworfene Kellnerin berichtete, dem schnellen Wechselding zu, das seine Frau mit der Metzgerin vornahm, denn der Wirth, die Kellnerin und die Gäste konnten sich nicht gleich vorstellen, was in die voluminöse Wirthin gefahren sein müsse — sonst eine so phlegmatische und träge — jetzt auf einmal eine alles überrumpelnde Furie. Jedoch sahen die Neugierigen sich ihres Zweifels überhoben, die Metzgerin eilte beschämt nach Hause, wo sie ihren Mann antraf, über den fuhr sie her wie ein Drache: „Bist sonst immer auf der Straße und hast Maulaffen feil, schrie sie ihm zu, aber heute sitzest Du im Stalle und schauest die Kühe mit deiner Malefizpfeife an!" Der Metzgermeister, welcher gerade ein trauliches Gespräch mit seinem lieben Vieh gesucht hatte, wußte nicht, wie ihm geschah, als ihn seine liebe Frau so feurig anfuhr: „Soll ich Dir entgegengehen wie einem Kinde?" antwortete er. „Ja, Schlunkeler, den Korb hättest Du nehmen können, rief ihm sein aufgebrachtes Weib zu, daß ihr großer Kropf zu bersten drohte; wild vor Wuth ver-

drehte sie ihre großen unförmlichen Köhleraugen, daß man nur mehr das Weiße davon sah, denn mit jedem Augenblicke glaubte der Mann, sie müßten aus den Höhlen springen, ihre Stimme knirrschte und der Schaum stand ihr vor dem Munde, zum Bierschwappeln wärest du mir gewiß entgegengekommen." „Bist ein Narr!" erwiederte ihr der Mann und ging langsamen Schrittes mit seiner dampfenden Pfeife hinten zum Stalle hinaus. „Ja, Du bist ein Narr, ein hirnwüthender Trili", rief ihm das wüthende Weib nach, daß ihr die Stimme beinahe im unförmlichen Hals erstickte. „Butterballe, Butterballe, Butterballe," riefen scherzende Buben dem Metzger entgegen, als er hinten zum Stalle hinausging, um vor seiner erboßten Frau auszureißen. Die Buben umhüpften mißtrauisch den Metzger und schrieen in einem fort: „Butterballe, Butterballe, Butterballe." Der Mann, der noch nicht recht wußte, was denn das Butterballe für eine Bewandtniß habe, machte Augen wie ein gestochener Bock und langsam steigerte sich sein Zorn. Die Metzgerin, die das Geschrei der Buben auch vernahm, rief ihrem Manne zu: „Schlag die Rabenvieher todt." Der Mann ließ es sich nicht zweimal sagen, wälzte die Zunge im Munde und biß auf sie doppelt zusammengerollt, was seinen grimmigen Zorn verkündete, nahm ein in der Nähe befindliches Scheit Holz und warf es unter die Knaben, daß einer davon getroffen zu Boden taumelte. Die andern Knaben sprangen dem durch ihre Spottreden erzürnten Manne davon und ließen ihren kleinen Kameraden im Stiche, der jämmerlich schrie. Der Knabe gehörte einem unweit des Metzgerhauses wohnenden Nachbarn, der durch die andern Knaben auf seinen schreienden Sohn aufmerksam gemacht wurde. Metzger und Metzgerin zogen sich versöhnt ins Haus zurück. Der Nachbar aber lockte sie durch sein Schimpfen heraus, was einen Weltspektakel gab. „Kanaille!

hast die Butterballen gestohlen, schrie er dem Metzger zu, Ihr Lumpenwaar' habt Euer Sach nur so zusammengeraubt, jede Aehre auf dem Felde zittert vor Euch." Wüthend sprang der Metzger und sein Weib auf den Nachbar zu und rissen ihn zu Boden, daß er gewiß erwürgt worden wäre, wenn nicht mehrere Nachbarsleute ausgewehrt hatten. Unter Schimpfen von beiden Seiten zog sich der Metzger und die Metzgerin wieder zurück, dem armen Nachbarn Rache und Verderben schwörend. War der Metzger gerade bei guter Laune, so zog er an einem Abend die Leute von der halben Stadt durch und wußte an jedem einen Tadel, besonders an solchen, die heruntergekommen waren. „Es ist eine ausgehauste Lumpenwaare, konnte er sagen, sie haben nichts thun mögen," sein Weib stimmte bei und sie strichen sich aufs beste heraus. „Mein Nachbar, der Bäcker, sagte er einmal, der hat gut fressen und saufen, hätte er nur nicht den alten Herrn ausgeraubt, welcher bei ihm im Logis war und dort starb, so könnte er auch nicht so groß thun." „Geh', Trili! fuhr ihn sein Weib an oder ich speie Dir ins Gesicht, halt's Maul mit Deinem verfluchten hirnwüthigen Geschwätz." „Ist ja wahr ins Teufels Namen," behauptete rechthabend der Mann. „Ja fressen und saufen, das ging' Dir auch ein, setzte sie ärgerlich hinzu, wobei eine Geizanwandlung ihre Augen verglühte, ich will kein Wort mehr hören." „Ja, die Tochter des Herrn, als sie kam, wurde von dem Bäcker betrogen, er hatte das Geld unterschlagen, als der alte Herr auf dem Todtenbette lag; seine Tochter, die die Erbin gewesen wäre, hat es selbst gesagt, es ist stadtkundig." „So halt' Du Deine dumme Gosche, wenn es stadtkundig ist, kannst doch keinen Beweis machen — jetzt läutet man 's Gebet," unterbrach den geschwätzigen Mann die Metzgerin. Unter großer Bekreuzigung warf die Familie sich auf die Kniee und betete laut,

dem Anscheine nach noch mit Inbrunst, indem er und sie den Kopf andächtig neigten, das Ave Maria. Gab es etwas zu erzwicken im Gewichte, wenn sie Fleisch herzugeben hatte, so that man's mit der größten Gewissensruhe; oder konnte man einen Betrug ausführen im Geldzählen, so konnte keines widerstehen. Trotz manchem Hader, den beide Eheleute miteinander führten, der nur durch den unaufhörlichen Geiz der Metzgerin herbeigeführt wurde, gedieh ihr Vermögen doch zur Wohlhabendheit. Mitunter konnte sich der Metzger auch der guten alten Zeit rühmen. „Da ist es anders gewesen vor Altem, fing er einmal zu erzählen an, da sind die Bauern noch nicht so ausgestochen gewesen, wie jetzt, sie kannten das Geld noch nicht so gut, da konnte man sie um manchen Thaler betrügen, und war Marktzeit, so fuhren sie mit ihrer ganzen Familie auf dem Leiterwagen in die Stadt, nicht, wie jetzt große Herren, in Chaischen und Kutschen. Da haben ich und meine Schwestern ein großes Feuer auf der Gasse gehabt, Würst' und Fleisch in einem Kessel gekocht, und die Bauern fraßen mit ihren Familien, daß ihnen der Dreck übers Maul herabrann; dieses nannte man die Sudelküche, da gab's Geld." „Ja, die Zeit sollt' wiederkommen," meinte die Metzgerin. Gelächter der Anwesenden erfolgte, die der Erzählung zuhörten, und der große Sohn, der sich halbentheils schämte über die naive Erzählung seines Vaters, sprach spöttisch: „Das war ja wie bei den Zigeunern!" „Geh', Lausbube, was weißt Du, ihr seid nur brutale Kerle, all' die jungen Meister sind schon verdorben und verderben nach und nach ganz gewiß", prophezeite der Vater dem Sohne. Franz, der dem Innern dieses Hauswesens so zusehen konnte, machte sich eine Resignation, die ihn in den Werken der Rache noch mehr bestärkte. „Wie diese Familie und noch viele andere ihr Vermögen nur durch Lumperei, Betrug und auf allen

Wegen zusammengeraubt haben, die man thörichter Weise für diejenigen nicht die rechtschaffenen nennt, welche nichts haben, so will auch ich mein Talent mit List anwenden und diesen privilegirten Räubern nachahmen; meine Probe will ich gleich bei diesen selbst versuchen, dann habe ich auch Etwas; und wenn man nur Etwas hat, sei es mit Blut befleckt oder durch Raub gedeckt, der ist im Ansehen. Armuth ist das größte Verbrechen, welches nur existirt, das sehe ich jetzt wohl ein; mag man auch noch so ehrlich sein, alles wirft Einen weg, ja am Ende wird man noch zur Ironie dumm genannt; legt man Einem da nicht die That auf die Zunge? Nein! nicht länger will ich mehr als geduldiger Esel aushalten, die That macht den Mann!" Franz wußte alle Winkel des Hauses so genau, als wäre es sein eigenes. Als die Metzgersfamilie im Heu war und der Sohn aufs Gäu ging, um Einkäufe zu machen, schlich sich Franz in das Haus des Metzgers, erbrach den ihm wohlbekannten Kasten, der nur ein schlechtes Schloß hatte, mit leichter Mühe, ohne ein besonderes Geräusch zu machen, und nahm einen beträchtlich gefüllten Sack mit Courantmünze heraus, dem ein kleineres Stümpchen von Kronenthalern, Guldenstücken und Vierundzwanzigern folgte; es machte ungefähr über zweihundert Gulden aus, was sich in den zwei Geldsäcken befand. Abends kam Franz wieder in Heimgarten und besuchte die Familie, denn es hatte ihn kein Mensch beobachtet, als er sich mit dem gestohlenen Gelde aus dem Hause entfernte, er hörte den Jammer der Familie heimtückisch mit an, und schimpfte mit, als sie unter den gräßlichsten Verwünschungen den Thäter verfluchten. „Du bringst mir allerhand Leute ins Haus, warf die Metzgerin ihrem Manne vor," schrie, weinte und mit heiserer Stimme verfluchte sie Alles, was Leben hatte; „ich brauche keinen fremden Menschen im Hause," fuhr sie

grimmig Franz an. „Nun, glaubt Ihr etwa, ich habe Euch das Geld gestohlen?" fragte Franz sie verwegen. Ihr mißtrauischer, wüthender Blick, dem auch der nämliche ihres Mannes folgte, ließ ihn errathen, daß sie ihn in Verdacht habe. „Ich kann schon aus Eurem Hause bleiben", sagte Franz und entfernte sich trotzig, voll teuflischer Schadenfreude in seinem Herzen. Die Familie wußte es an ihrem Charakter, daß keinem Menschen zu trauen sei; doch hatten sie den Muth nicht, es Franz unter's Gesicht hin zu sagen. Aber im Vertrauen theilten sie es mehreren Leuten mit, was ihm nicht unbekannt blieb. Scheue Gesichter begegneten ihm, die hinter seinem Rücken mit Fingern auf ihn zeigten; ging er an Leuten vorbei, die gerade von ihm schwätzten, so schwiegen sie still und sahen ihn verdächtig an. Wartet, euch will ich alle strafen! dachte Franz bei sich und führte seine Rache auch aus. Es war bald Erntezeit, er wartete, bis das Korn reif war, und zündete es an mehreren Stellen des Feldes an, welches bald die Einwohner Nachts aus dem Schlaf störte, indem die Sturmglocke ertönte. Seine teuflische Schadenfreude hatte keine Grenzen, und obgleich man Wächter ins Feld stellte, versuchte er es doch mehrmals, trotz derselben, das daraufstehende Korn anzuzünden, welches ihm allemal, ohne entdeckt zu werden, gelang. Als unter Furcht und Entsetzen das Korn eingeheimst war, traf zuerst seine Rache die Familie des Metzgers: er zündete ihr das Haus an. Dadurch immer kecker gemacht, probirte er es an mehreren Häusern der Stadt zugleich, wo ein Flammenmeer beinahe das halbe Städtchen einäscherte, denn er übte seine Rache gerade in einer Nacht aus, in der ein starker Wind wehte. Jeder Einwohner war nur auf seine Habe bedacht, und so blieb die schnelle Hilfe lange aus, man mußte warten, bis fremde kam, die dem wüthenden Elemente unter der größten Anstrengung Einhalt

that. Man hatte wohl den Verdacht, daß das Feuer von ruchloser Hand angelegt worden sei, allein den gräßlichen Menschen konnte Niemand ausfindig machen, so große Mühe sich auch die Behörde gab. Warte, Urheber meines Unglücks, auch an Dir soll sich meine Rache weiden! dachte Franz bei sich selbst. In einer dunkeln Mitternacht brach er mit gewohnter Geschicklichkeit in das Haus des jungen Malers ein, erdolchte zuerst die Haushälterin in ihrem Bette im Schlafe, indem er ihr drei Stiche durchs Herz gab, die sie, bevor sie nur erwachen konnte, ins Todtenreich lieferten; zündete hernach mit solcher verwogenen Kaltblütigkeit ein Licht an, als wäre das Mordhandwerk schon längst seine gewohnte Thatsache, näherte sich dem Bette des jungen Malers, packte ihn bei der Gurgel — das Licht hatte er auf ein kleines Nachttischen gestellt, welches neben dem Bette des Malers stand — mit rüstiger Kraft, rief ihm die Worte zu, daß er aus tiefem Schlafe erwachte: „Hund, erwache und stirb! dein Rächer ist da!“ stieß ihm den hoch erhobenen Dolch in die Brust, daß kein Laut des Malers den Mörder störte, nur ein ängstlich erbärmlicher Blick des Malers traf den ihm wohlbekannten Mörder, der für sein Opfer kein Herz mehr hatte; eine grinsende Fratze, zu der der Maler sein Gesicht verzog, verkündete dem schrecklichen Ungeheuer von einem Menschen, daß sein Stich gut getroffen. „Ich will mich weiden, Hund, an Deinen Schmerzen“, rief der mordlustige Geselle dem Todtgetroffenen in einem Tone des Hohnes zu, der allein schon zu tödten im Stande gewesen wäre. „Ha! verfluchter Hund! ich will Dich mit deiner Metze vermählen,“ schrie der grausame Mörder dem in seinen Schmerzen winselnden Maler zu, riß die getödtete Haushälterin aus ihrem Bette und schleppte sie vor den Maler hin, wo der Mörder den Kadaver auf den Maler warf, und ihm das todte Gesicht auf das seinige

drückte mit den Worten: „Da, küsse sie nach Herzenslust, wenn Du noch solche darnach empfindest. Gelt, ich kann Dich kitzeln, daß Du stumm wirst?“ Der Mörder machte sich über die Kästen und Kommode, wo er Geld vermuthete, raubte Geld und Kostbarkeiten, gab dem noch nicht gestorbenen Maler noch einen Stich in den Bauch: „Den sollst Du zum Abschiede haben, Hund! damit Du mehrerlei Geschmack meiner Kunst empfindest; sieh, elendes Luder, jetzt habe ich's auch zu etwas gebracht, indem er ihm das geraubte Geld und Kostbarkeiten wies; allein der Maler war ganz mit Blut bedeckt und krümmte sich unter den schrecklichsten Windungen. Braten will ich dich auch noch, Hund,“ rief der Mörder ihm zu und zündete den Kleiderkasten an, wornach er sich entfernte, um das ganze Haus in Flammen zu setzen. Bald ertönte die Sturmglocke, die die Bewohner des Städtchens in Allarm brachte. Franz eilte nach Hause und wechselte seine Kleider, nahm das geraubte Geld und Kostbarkeiten zu sich sammt dem Bündel blutbespritzter Kleider, band ein Schifflein los und fuhr bei dem Flammenscheine des brennenden Hauses so wohlgemuth die Donau hinab, wo noch der Mond sein Zwielicht dazu warf, als ob gar nichts geschehen sei. „Auf dieser nassen Tour werden sie mich nicht verfolgen, ha, ha, ha!“ sprach Franz höhnend zu sich selbst. Er warf die mit Blut bespritzten Kleider in die Donau, um vor einer Entdeckung, die der Zufall herbeiführen könnte, auszuweichen. Dieser Mord und Brand zugleich war der ganzen Stadt und Behörde so auffallend, daß Recherche nach Franz angestellt wurde; aber Niemand, selbst die Eltern wußten nicht, wohin Franz gekommen war. Er kam glücklich bis nach Regensburg, hier kaufte er neue Kleider in einem Magazine eines Kleiderhändlers und staffirte sich aus, daß er keinen Anstoß erregen konnte; auch kaufte er dort

mehrere wollene Decken, die ihm als Bett in seinem Schiffe dienen mußten. Von Regensburg, wo er auch hinlänglich Lebensmittel mitgenommen hatte, passirte er auf der Donau bei Nacht das österreichische Mauthamt Engelhardszell, ohne auf Anstand zu stoßen. In Linz kaufte er sich wieder Lebensmittel und kam glücklich in Wien an. Diese große Kaiserstadt zu besehen, war sein sehnlichster Wunsch. Er gab sein Schiffchen unter Aufsicht des nächsten besten Holzhändlers, die ihre Comptoirs längs der ganzen Schwabenstädt häufig angebracht haben, und begab sich in einen noblen Gasthof zum „Pfauen" in der Rosenau, einer Vorstadt Wiens. Hastig wie Franz war, trat er mit seinem Reisestock imponirend in das Gastzimmer, wo ihm sogleich der Oberkellner mit gewohnter Kellnerhöflichkeit, wie sie nur in Wien anzutreffen ist, entgegentrat, und fragte Franz in höflich ehrerbietiger Stellung: „Wünschen Euer Gnaden im Hôtel zu logiren, steh ich zu Diensten bereit." Mein Herr, ich wünsche ein Extrazimmer, sprach Franz. Einem graziösen flinken Kompliment „sogleich" hinzusetzend, flog der Oberkellner an einen Glockenzug und schellte so stark, daß der Silberton der Glocke im ganzen Hause widerhallte. Er setzte sein Ohr an ein Sprachrohr, das mit seinem zierlichen Becher an der Ecke der Zimmermauer ausmündete, sprach einige Worte hinein und im nächsten Augenblicke kam eine Feengestalt von einer weiblichen Grazie angeflogen, sie mochte ungefähr 19 Jahre zählen; leicht wie Zephyr und schlank wie Diana, huschte sie in einem Lillaatlaskleide, auf die Befehle des Oberkellners horchend, der in kurzgemessenem Tone ihr zulispelte, daher. Wie ein Windspiel sprang der Oberkellner Franz entgegen, verbeugte sich tief vor ihm und sprach: „Belieben Euer Gnaden sich jetzt mit diesem Frauenzimmer zu begeben." Festen Schrittes trat Franz der Harrenden entgegen, die mit so an-

muthigen Komplimenten Franz bewillkommte und ihre weiche melodische Stimme in einem ausländischen Accent hören ließ: „Euer Gnaden wollen gefälligst mir folgen!“ Franz ging hinter ihr her mit dem Gedanken: frisch gewagt ist halb gewonnen! Den Reisesack, welchen der Oberkellner Franz mit allerliebster Höflichkeit abgenommen hatte, trug sie, und schon hatte Franz Mitleiden und wollte sagen: Fräulein, Ihre weichen, zarten Händchen müssen zerreißen bei dem Gewichte dieser vollgepfropften schweren Reisetasche; aber er unterließ es, es fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, so ein weichherziges Mitleiden könnte dich von deinem Plane abbringen, Menschen sind Hunde, quält man sie, so lecken sie Einen; ist man gut mit ihnen, so beißen sie wie die schleichenden Schlangen, sobald nur irgend ein Mißgeschick einfällt oder sie eine Gelegenheit haben; darum hart und grausam, mein Herz, gegen die verworfene Schlangenbrut!

In ein Zimmer der Belle=Etage ließ die moderne Hebe Franz eintreten. „Euer Gnaden Wohlbehagen und meine Bedienung, habe ich die Ehre, mich zu empfehlen, wünschen Euer Gnaden etwas, so möge es mir der Glockenzug dort verkünden;“ unter graziösen Verbeugungen entfernte sich die schöne Nymphe. Bis daher ist's gut gegangen, dachte sich Franz, als er allein in dem prunkenden Gemache sich befand, aber bis Nacht, ich habe keinen Paß! Nun, ich verlasse mich auf meine Energie, die wird mir eine schnelle Lüge bringen. Er packte seine Reisetasche aus, that die Sachen in die in dem Zimmer stehende Kommode, warf sich auf das üppige Sopha, blieb eine Weile in Gedanken vertieft, stund auf und riß an dem Glockenzuge. Sogleich hüpfte die schlanke Gestalt, unter höflicher Verbeugung, aufs „Herein“ ins Zimmer, denn sie klopfte nach den feinsten Sitten der Höflichkeit zuvor mit ihren zarten Fingern an die Thüre, um anzuzeigen,

daß sie zu Diensten stehe. „Ich möchte speisen, was hat Ihre Küche?“ Euer Gnaden belieben etwas auszusuchen, und reichte ihm die zierlich gedruckte Speisekarte, welche sie an ihren Lenden trug, die eine blendend weiße Schürze umspannte. Franz überflog die Speisekarte, merkte die delikatesten Speisen vor, gab sie ihr wieder zurück, und die tiefste Verbeugung, „Euer Gnaden wollen kleine Geduld haben“, ließen die angenehmsten weichen Molltöne der Schönen vernehmen. Der feurige Glanz ihrer großen schwarzen Augen, ihr eben so glänzendes pechschwarzes Haar, die hohe kühne Stirne, der feingeschnittene kleine Mund mit seinen weißen Perlenzähnen, der schneeweiße schlanke Hals, unter dem sich ein üppiger Busen in seinen graziösen schmächtigen Formen hochschlagend und keusch bewegte, das blasse, nur sanft geröthete Gesicht, wenn es das scharfe Auge von Franz traf, die schön geformte Römernase und endlich die weiche volle Harmoniestimme, die so wohlklingend in dem Accent der Ausländerin klang, verlieh ihren bezaubernden, ruhig melancholischen Zügen einen Reiz, der Franz ein Wonnegefühl verspüren ließ, das er nie empfunden und doch mit Gewalt einer festen Charakterstärke zurückzudrängen suchte. Sie kam wieder, mehr schwebend als gehend sahen ihre kleinen netten Füßchen unter dem Rauschkleide hervor, mit Speisen beladen. Anmuthig setzte sie Alles auf ein kleines Tischchen, welches sich noch im Zimmer befand, deckte den ohnehin schon mit einem kostbaren Teppich bedeckten Tisch mit blendend weißen Servietten, zinnernen Tellern und silbernem Besteck, nahm die Suppe von Krebsen und Eiern und setzte sie Franz vor, eilte fort, um die andern Speisen zu bringen, bediente ihn mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit, indem sie sich in einer Entfernung zu ihrem Tischchen stellte und nicht wagte, ihn zu stören, oder durch dumme lüsterne Blicke ihm zuzuschauen; die vorsichtigste

Bescheidenheit war ihr eigen, wie selten bei Mädchen zu finden ist. Franz aß schnell und wenig; er fragte sie, wie sie ihr Vaterland nenne. Ihre Antwort war schüchtern und edel, ohne Furcht zu verrathen. „Ungarn ist mein Vaterland, Euer Gnaden!“ „Ungarn“, wiederholte Franz in einem wehmüthig enthusiastischem Tone, „es ist auch meines Blutes Vaterland!“ Diese Worte brachten die schlanke Jungfrau in eine sichtliche Aufregung, daß ihr großes schönes Auge von einem Feuer der Begeisterung sprühete und starr geheftet Franz ansah, als wolle sie ihn bitten, ihr Vaterland zu befreien. Als aber Franzens Augen theilnehmend die ihrigen trafen, schlug sie selbe nieder und eine Thräne des Schmerzes entquoll ihren seidenen Wimpern. „Fräulein, ich werde ausgehen, sprach Franz, um mir die Kaiserstadt zu besehen, nehmen Sie den Zimmerschlüssel zu sich, er macht mir zu viel Ballast. Kann man Abends noch spät herein, ich will auch ein Theater besuchen?“ „O ja, Euer Gnaden, und sollte es schon geschlossen sein, so belieben Sie nur zu schellen, es wird dann gleich aufgemacht werden, Euer Gnaden Zimmerschlüssel werde ich dann stecken,“ erwiderte sie. Euer Gnaden mögen recht viel Vergnügen finden in Wien, wünschte sie ihm im Weggehen und verbeugte sich. „Diese Zarte ist so ein kitzliches Ding für mich,“ perorirte Franz im Zimmer halblaut auf- und abgehend. „Verflucht sei die Liebe! verbannt aus meinem Herzen, sie ist nur ein Truggebilde, das die Männer fesselt, ihre Thatkraft hemmt; es gibt keine Liebe! — Materieller Genuß oder Berechnung liegt ihr zu Grunde, alle seid ihr Männerherzen Thoren, die ihr euch von ihr einschläfern laßt! Gefühllosigkeit verwandle mein Herz in Stein, grausam will ich einer solchen Schlange entgegentreten, die mich nochmal zu umschlingen versucht, und mit ihrem eigenen Brand will ich sie ver-

brennen!" Schnell rannte Franz vom Zimmer und auf dem Corridor begegnete ihm die schöne stille Zauberin, die mit schmachtendem Blicke eine noble graziöse Verbeugung machte, als wollte sie sagen: laß mich Gnade finden vor dir, du imposanter Jüngling. Franz erwiderte stolz und edel wie ein ungarischer Magnat ihr Kompliment und eilte, nicht ohne gewaltsam zu bekämpfende Empfindungen, die Stiege hinunter auf die Straße des belebten Wien. Bald verlor er sich auf dem Glacis, was eine sehr schöne englische Anlage rings um die Stadt Wien ist, welche die Vorstädte von der alten Stadt trennt. — Ein nobles Kaffeehaus lud ihn ein, seine Neugierde zu befriedigen. Franz trat in selbes, und kaum hatte er einen Fuß hineingesetzt, so umtanzten ihn schon die gewandten Kellner. „Euer Gnaden befehlen?" „Tasse Kaffee!" antwortete Franz und drehte seinen Schnurrbart, sich einen Platz auszusuchen, was sehr schwierig war, weil die Gäste, vollgepfropft, theils Billard spielten, theils in Gesprächen, Dominospielen oder Zeitungslesen beinahe jeden Raum einnahmen; aber ein flinker Kellner, der mit Schlangengeschmeidigkeit sich durch das Labyrinth der Gäste zu winden wußte, hatte schon einen Stuhl für Franz und ersuchte ihn höflich, sich in eine Nische an ein kleines Tischchen zu setzen, wo er Alles übersehen konnte und noch rückenfrei war. Kaum hatte er sich gesetzt, so roch schon der Kaffee aus seiner Tasse und aus denen, die neu gefüllt wurden. Ein anderer junger Kellner brachte eine lange türkische Pfeife mit türkischem Tabak gestopft in einer Hand, und einen Fidibus mit Licht in der andern und bot es Franz an: „Euer Gnaden belieben vielleicht zu rauchen, wenn ich dienen kann?" Franz nahm die Pfeife und der Kellner zündete sie pflichtschuldigst an, worauf Franz in dicken Wolken vom türkischen Kanaster das Wiener Kaffeehausleben mit ansah. Er verlangte eine Zeitung zu

lesen, die ihm wieder der Kellner, welcher ihn mit der Pfeife bedient hatte, unterthänigst brachte. Er las eine Weile, ließ sich nochmal einschenken und warf einen Zwanziger auf das kleine runde Marmortischchen, nach dem der Kellner begierig schnappte und einen höflichen Knicks Seiner Gnaden machte. Franz entfernte sich und die Kellner begleiteten ihn bis unter die Schwelle: „Euer Gnaden mögen uns bald wieder beehren!" Franz erging sich auf dem Glacis, setzte sich auf eine der niedlichen grünen Bänke und machte philosophische Betrachtungen. „Wien, Wien, verführerisches Wien! Das sehe ich schon, du bist mehr wie Paris, — deine romantische Lage, die schmeichelhaft gutmüthige zuvorkommende Bedienung, es wundert mich jetzt wahrhaft, wie deine Bevölkerung zu einer so hartnäckigen Revolution im Herbste 1848 kommen konnte, die an Ausdauer wieder die Pariser übertraf!" Franz brach auf, ging über die Schottenfeld-Vorstadt nach Mariahilf-Vorstadt und von dort über die Wieden, ohne daß es in seinem Plane lag, diesen Weg zu beschreiben, weil er noch fremd war, um sich zu orientiren, kam hernach abermals über das Glacis und fragte nach dem Burgtheater, wo ihm die Wiener Höflichkeit eines Mannes in schlichter Kleidung zu Gute kam, der ihn für ein kleines Douceur hinführte. Er trat nochmal in ein in der Nähe befindliches Kaffeehaus ein und erkundigte sich darin, um welche Zeit die Kassa des Theaters geöffnet würde, worauf ihm ein Kellner den höflichen Bescheid gab, er wolle ihm ein Billet besorgen, der Anfang sei erst um 7 Uhr. Franz wurde dort auch mit der nämlichen Höflichkeit und Pfeife traktirt, wie in dem ersten Kaffeehaus, nur zum Unterschiede waren hier die Tafeln und Tischchen mit kostbaren Teppichen bedeckt, über die noch schneeweiße Servietten hingen. In einem anstoßenden Zimmer hörte man die kräftige, helle Sopranstimme des

Markeurs, der die Billardspielenden mit Aufmerksamkeit als Zähler und Ballsetzer bediente, indem an seinem langen Queue ein Draht befestigt war, womit er die Bälle aus ihren Netzen holen und zurechtsetzen konnte. Großartige Dekorationen mit überladener Ausschmückung bezeichnen das Burgtheater als Terpsichorens Tempel, den der hohe Adel Wiens und der Kaiserliche Hof besucht. Man gab gerade „Robert den Teufel", wo das famose Orchester und das ausgezeichnete Sängerpersonal der Oper einen Glanz verliehen, der allgemeinen Beifall erntete. Aus der Oper ging Franz noch in eine Restauration, wo er sich regalirte, und nahm nachher seinen Weg nach dem „Pfauen" in die Rosenau. Die magische Beleuchtung der unzähligen Gasflammen, die das dunkle Grün der Bäume und Gesträuche, welche geschmackvoll auf dem Glacis angebracht waren, konnte immer als eine Illumination gelten, die ihren eigenen Reiz hatte. Im Hôtel angekommen, begab sich Franz auf sein schmuckes Zimmer, das Bett war schon hergerichtet zum Schlafengehen, Wasser und Wasch-Lavoir standen auf einem netten Nebentischchen. Franz kleidete sich aus, schloß sein Zimmer ab und schlief bald fest ein. Am andern Morgen stund er früh auf, wusch sich und kleidete sich schnell an, läutete seiner Zofe, die ein wenig auf sich warten ließ, er läutete nochmal und mit Flügeleile schwebte sie ins Zimmer. „Euer Gnaden werden gütigst entschuldigen, meine harte Pflicht hat mich so eben zu einem andern Herrn gerufen; was wünschen Euer Gnaden?" fragte sie Franz. „Eine Tasse Kaffee!" war die Antwort von ihm Schnell eilte sie davon und brachte bald Kaffee, den sie mit einer Grazie einschenkte, daß er wirklich glaubte, die Göttin Hebe bediene ihn. „Ihr holder Name, schöne Donna?" fragte er sie. „Iduna, Euer Gnaden." Ohne ein Wort weiter zu sprechen, entfernte sich Iduna, nur der schmachtende Blick

und die tiefste Verbeugung überzeugten ihn bald, daß sie ihn sehr achte.

Von einem Paß oder dergleichen war gar nicht die Rede, man wollte ihn nicht einmal belästigen, nach seinem Namen zu fragen. Da bleibe ich längere Zeit, will noch ein wenig genießen von den feinen Früchten civilisirter herzloser Barbaren, die grausamer sind, als der rohe Wilde; denn nur Geld und immer Geld ist ihr Mammon. Dann will ich mich mitten in den Kampf stürzen, um mein Herz zu weiden an dem Anblicke blutender Körper. Es verstrichen Tage für Tage, Franz besah sich Wien, wie es ihm gerade einfiel. Er besuchte das Belvedère, das kaiserliche Zeughaus, Schönbrunn, Hiezing, Laxenburg, trieb sich in den Kaffeehäusern herum, besuchte das Theater oder fand sich auf einem Tanzplatze ein, an den köstlichen Walzern Theil zu nehmen, die die Wiener mit besonderer Vorliebe tanzen. Aber die Kasse fing bei ihm an bedeutend abzunehmen. Er wechselte bei einem Wechsler in den engen Straßen auf dem Kohlenmarkt in der alten Stadt öfter Geld aus; hier sah er aufgehäufte Schüsseln Gold, Silbermünze, Staatspapiere und Banknoten. „Diese muß ich bekommen", dachte sich Franz. Er sah sich die Lokalitäten nach allen Seiten hin aus, und fand keine andere Gelegenheit, als sich Abends in den Hofraum, der im Innern des Hauses lag, zu schleichen. Dieses that er auch eines Abends. Franz schlich nicht, sondern trat festen, eilenden Schrittes zwischen Licht in den Hofraum und versteckte sich dort bis nach 10 Uhr. Er sah einen Mann in ein Kabinet treten, welches an das Comptoir anstoßen mußte. Er ließ diesen Mann zu Bette gehen, wartete noch ein wenig und sprach zu sich selbst: „Jetzt oder nie!" Sanft pochte er an die Thüre, es wurde nicht gehört; er klopfte stärker und ein Paarmal tüchtig. „Wer ist draus?" rief ihm eine feste

Mannesstimme im Wiener Dialekt entgegen. „Machen Sie geschwind auf!" entgegnete ihm Franz. Der Mann wickelte sich in seinen Schlafmantel und machte eiligst auf. In demselben Augenblicke hatte der Unglückliche schon einen Dolchstich so tief im Herzen, daß er lautlos von dem Anpralle zurücksank. Franz schloß die Thüre hinter sich zu und schritt kaltblütig über sein Opfer hinweg, machte Feuer und riß dem Opfer seiner Grausamkeit den Leuchter mit der Kerze, der mit ihm auf den Boden gefallen war, aus der Hand und zündete die Kerze an. Eilig öffnete er die Thüre, die ins Comptoir führte, raffte Gold, Silber und Werthpapiere aller Qualität zusammen, welches einen Werth von ungefähr zehntausend Gulden Münze haben mochte, öffnete gewandt mit einem Schlüssel, den er im Zimmer des todten Wächters gefunden hatte, die Thüre, die vom Comptoir in den Thorweg führte, öffnete auch glücklich mit einem andern Schlüssel die Thüre des Thores und war, von Niemand verfolgt, im Freien. Raschen Schrittes eilte er mit seinen geraubten Schätzen in sein Hôtel. Beim Ausziehen seiner Kleider bemerkte er Blutspuren, die ihn aber nicht schaudern machten; sondern, schnell besonnen, nahm er sie zusammen und warf selbe in einen Abtritt des Hôtels. Iduna aber, die in ihrem zarten Herzen andere Empfindungen hatte — als Mordgedanken, stellte am Abende ein sehr sinniges Blumenbouquet auf den großen Tisch, eine rothe und eine weiße Rose, die zartes Epheu umschlangen, stach so lieblich aus demselben hervor, bescheidene Veilchen, wohlriechende Nelken und Jasminen umgaben dieselben. Kaum lag Franz in seinem Bette, so hörte er einen Gesang, der in wehmüthig klagenden Tönen mit feuriger Harmonie die volle weiche Silberstimme Iduna's verkündete. In Begleitung einer Guitarre sang sie ein Lied schmachtender Liebe:

Armes Herz, du fragst mit Schmerz:
Ob dir die Liebe je gegönnt? —
Ich fühle sehr, doch ach, wie weh'! doch ach, wie weh'! —
— — Die Liebe brennt! —

Nur einmal möcht' ich ihn umschlingen
Und warm an meinen Busen drängen,
Der stolz Magyaren-Blut verschmäht,
Doch selbst sich diesem Blute nährt! u. s. w.

Franz horchte aufmerksam dem Liede zu, und als es zu Ende war, sprach er zu sich selbst: Sie liebt mich! Wollen sehen bis morgen und schlief so fest ein, als wenn er irgend eine gute That begangen hätte, anstatt eine gräßliche kalte Mordthat an einem unschuldigen Menschen, der schnöden Habsucht willen. Er träumte diese Nacht süß von Iduna, der erste Traum wieder nach langer Zeit. Kaum graute der Morgen, so stand Franz auf und kleidete sich an. Er läutete nur schwach, Iduna's Stimme ließ sich sogleich vernehmen in dem neben anstoßenden Zimmer: „Euer Gnaden, werde sogleich erscheinen!" Freudestrahlend erschien sie wie eine hehre Göttin auf's „Herein" rufen von Franz, in einem weißen Negligé, das ihr einen unwiderstehlichen Reiz verlieh. „Euer Gnaden befehlen?" fragte sie mit so weicher, sanfter Stimme, die wie ein Zephyrhauch von ihren schönen Purpur-Lippen floß. „Iduna, wer brachte mir dieses magnifike Bouquet?" — Iduna schlug ihre schönen Augen nieder und schwieg. Franz näherte sich ihr, sie blieb schüchtern stehen. Feurig umschlang er sie. „Iduna, Sie lieben mich?" Eine sanfte Schamröthe überflog den feinen weißen Teint ihrer Wangen; sie schlug die Augen auf und ein sanfter Kuß berührte ihre Purpurlippen. Sie sank in seine Arme und sprach: „Dein will ich sein und gehe es durch Sturm oder Fluth," Franz mit Küssen überhäufend, den sie mit ganzem

Feuer ihrer Liebe an ihren weichen üppigen jungfräulichen Busen drückte, daß er ihr hochschlagendes Herz fühlte. „Komm', Iduna! komm', holde Göttin meines Herzens!" sagte Franz mit vor feuriger Liebe zitternder Stimme und zog sie sanft auf sein Sopha hin. „Laß uns plaudern! Wer war Dein edler Vater?" fragte er sie. „Ach, mein theurer, edler Vater ist leider nicht mehr!" sprach Iduna mit seufzender Stimme und ihren schönen Augen entperlte eine Thräne frommen kindlichen Andenkens, „er war ein ungarischer Edelmann. Unser Schloß, das majestätisch in Niederungarn in die weiße jungfräuliche Donau von einem stolzen Felsen hinabblickte, an dem sich eine der edelsten Rebensorten Ungarns hinaufwanden und dessen Feuerwein nur für unsern Keller bestimmt war, ist leider auch nicht mehr. Die rohen russischen Horden, denen auch kein weibliches Asyl heilig ist, haben es verbrannt, als sie in das Land der Magyaren eindrangen. Meine Mutter, die italienischer edler Abkunft war, ist schon längst gestorben; mein Vater, der erst ein rüstiger Vierziger war, zog mit meinem ältern Bruder ins Feld, als die hehre Revolution sie fürs theure Vaterland zu kämpfen rief; ich bewohnte daher mit einer Gouvernante und wenigen alten Dienern, die für den Felddienst untauglich waren, das Schloß. Bei der Erstürmung von Ofen wurde mein Vater Major, mein älterer Bruder fiel dort fürs Vaterland als Oberlieutenant. Mit kurzem Urlaub reiste mein Vater aufs Schloß zurück, wo ich ihm schwören mußte, nie einen Deutschen zu lieben. Ach, da sah ich meinen lieben theuren Vater zum letztenmal! — Ich schwur ihm und habe es bis dahin gehalten, und wüßte ich nicht, daß Du auch Magyaren-Blut in den Adern hättest, ich würde Dich gewiß nicht lieben. In den Ebenen Preßburgs blieb auch mein Vater. Als die Russen uns überrumpelten

floh ich mit meiner Gouvernante und einem alten Diener, der die wenigen Habseligkeiten trug, die ich in der Eile zusammenraffte, nach Debreczin. Ein unbequemes Fuhrwerk, wie man es gerade auftreiben konnte, brachte uns an Ort und Stelle, denn ich war sehr müde von dem Laufen der ganzen Nacht, wo wir den wilden, Alles verwüstenden Russen entwischten. Nach längerer Zeit in Debreczin erfuhr ich, zu meinem größten Schrecken, den Tod meines Vaters. Ich entließ mit Schmerzen meine Gouvernante und meinen alten treuen Diener; allein die Nothwendigkeit zwang mich dazu. Obgleich ich mich sehr einschränkte, ließ mich doch meine Kasse eine sehr bange Zukunft erwarten. Die Revolution fiel zum Unglücke für mein schwer heimgesuchtes Vaterland aus; Fluch dem, doppelt Fluch, der bei Vilagos sein Vaterland verrieth!" sprach die edle Jungfrau in feuriger Begeisterung. Sie erzählte weiter: „Dem Elend zu entrinnen, reiste ich nach Budapesth und glaubte dort als Gouvernante unterzukommen, fand aber daselbst noch mehr Verräther; als sie mich nach meinem Namen fragten und ich ihnen selben spendirte, blieben sie kalt, bis endlich ein Magnat mir unters Gesicht die offene Wahrheit sagte: gehen Sie nach Wien, liebes Kind! hier finden Sie kein Unterkommen, Ihr Name ist kompromittirt durch Ihren Vater, und gab mir ein Geschenk von 25 Chemnitzer Dukaten. Jetzt wußte ich klar, wie ich daran war. Ich dankte ihm und er bat, seiner ja nie zu erwähnen, daß er mir ein Geschenk gegeben habe. Du bist der Erste, der dieses Geheimniß erfährt. Ich folgte seinem Rathe und wollte hier als Gouvernante mein Glück suchen, allein es ging mir gerade so wie in Pesth. Da kam in diesem Hôtel der Platz als Zimmermädchen aus, und ich nahm ihn an. Mein Erspartes ist freilich wenig, allein jetzt liebe ich Dich und ich bin unendlich reich, daß Du mir Gegenliebe gezeigt hast, auf die ich

immer mit sehnsüchtig banger Erwartung hoffte.“ Ein feuriger Kuß von ihr brannte auf seinen Lippen. „So höre auch mich, holde Iduna! ob Deine Liebe so mächtig ist, mir zu folgen; ich glaube, Du hast schon eine Ahnung davon, was in meinem Plane liegt,“ sprach Franz. „Mag meine Abkunft edel oder nicht edel sein, davon bin ich selbst nicht in Gewißheit, ich fühle einmal edles Blut in meinen Adern,“ setzte er mit leuchtendem Stolze hinzu. „Jetzt bin ich ein Abenteurer, in ein paar Tagen werde ich Wien verlassen.“ „Aber doch nicht ohne mich?“ — fragte Iduna ängstlich. „Habe nur Geduld, meine Liebe, bis ich zu Ende bin, dann kannst Du's selbst überlegen.“ — „Nochmal schwöre ich Dir, mein erster Geliebter! mein Alles auf dieser Welt, ich folge Dir durch Fluth und Sturm.“ — „Nun, so höre! — Ich will in den Kampf ziehen, der mit den Russen und Türken begonnen hat; gegen die Russen will ich mit den Türken auf Leben und Tod kämpfen. Ein Schiffchen, das mich schon so weit getragen hat, soll mich auch ins Herz der Türkei tragen, auf der Donau will ich hinunter fahren, bis mir gut dünkt, der nassen Tour Adieu zu sagen und in die Reihen der Kämpfenden einzutreten; kannst Du mir da folgen? Was wird aus Dir, Heißgeliebte! werden, wenn ich im Kampfe falle?“ „Mein Theuerster auf Erden, ich folge Dir, und soll es heute noch sein, ich kämpfe an Deiner Seite,“ schrie Iduna flehend. „So sei es, ich werde mich nur wenige Tage hier aufhalten“, versicherte ihr Franz, und Iduna überhäufte ihn mit feurigen Küssen und Umarmungen. Er verlangte Kaffee, worauf sie sich schnell in ihrem Zimmer anzog und solchen brachte. Iduna besorgte das Einschenken mit lieblicher Grazie und versicherte Franz, daß ihr in ihrem Leben keine Tasse Kaffee so gut geschmeckt, als an seiner Seite. Dem Oberkellner hatte sie auch aufgekündet, daß er

bis morgen ein anderes Zimmermädchen haben müsse, der verblüfft nach dem Grund der plötzlichen Veränderung fragte; allein er erhielt keine andere Auskunft, als: wenn er bis morgen keine habe, die ihm den Dienst versehe, so sei es sein Nachtheil, sie bediene jetzt nur mehr einen Herrn und werde dann, wenn er gehe, mit ihm gehen. Der Oberkellner wußte seine Pflicht, er schaute sich noch selbigen Tag um ein anderes Zimmermädchen und zahlte Iduna mit der allerbesten Zufriedenheit ihres Betragens aus. Den Tag über schwelgten Beide im Genusse seliger Liebe bis tief in die Nacht hinein. Der nächste Tag wurde zum Einpacken verwendet, und Abends fuhren Iduna und Franz in ihrem Schiffchen die Donau hinab und sagten der alten Kaiserstadt Lebewohl! Franz richtete es immer so ein, wenn er an eine Grenze kam, daß er Nachts selbe passirte. Die ungarische Grenze hatten sie glücklich durchfahren, und wie im Traume waren sie an der Krönungsstadt Preßburg, Budapesth und mehreren ungarischen Städten vorbei. „O! mein lieber, lieber Franz! Sieh, diese Ruine war die Wiege meiner Kindheit," sprach Iduna eines Tages, voll wehmüthiger Begeisterung auf eine Ruine deutend. „Erlaube mir, Geliebter! diese mir so heilige Stätte nochmal besuchen zu dürfen, um, vielleicht auf ewig, Abschied von ihr zu nehmen." Heiße Thränen rollten über Iduna's blasse Wangen, die von der Thränenwärme sanftes Roth überflog. So wehmüthig und doch so zauberisch schön stund Iduna, leicht geschürzt wie eine Donaunixe, in dem Schiffchen da, ihre thränenvollen Augen gegen das verbrannte Schloß gewandt, als wären es zwei Magnetsteine, die sich an dem Eisen des ruinirten Schlosses anzögen; er wußte selbst nicht wie, lenkte das Schiffchen gegen das Ufer des Schlosses, denn seine Augen waren fest gebannt an die überirdischen Reize der Natur, die sie so verschwenderisch ausgestattet hatte.

Zum ersten Mal empfand Franz wieder Mitleiden in seinem verknöcherten Herzen, und die Liebe, welche aus Mitleiden entspringt, ist mehr wie sie. Franz lenkte das Schiffchen ans Ufer, und leicht, wie eine Nymphe, hüpfte Iduna aus demselben auf den heiligen Boden der Heimath, ihres theuren Vaterlandes, den sie mit heißen Thränen in den Augen küßte. Franz that ein Gleiches; er führte die schlanke Jungfrau am Arme in die Ruinen, sie trocknete ihre Thränen und sprach zu Franz: „Lieber, theurer Franz! wärest Du jetzt nicht meine Stütze, fände ich nicht in Dir das Wonnegefühl, welches mich einst hier in meiner Kindheit Tagen so glücklich durchwehete, dann wäre hier auch mein Grab," und sie sank an sein Herz. „Iduna! Holde! ewig schöne Jungfrau der Magyaren! lebe mir jetzt und laß Dich nicht von dem Kummer überwältigen, in süßer ungetrübter Liebe wollen wir schmerzlos unsere Tage verbringen, die ohnehin gezählt sind," er drückte ihr einen heißen Kuß auf die Lippen, allein sie schlug die Augen nieder und Franz trug sie auf sein Schiffchen zurück. Bald darauf erwachte sie wieder und fragte, ihn anstarrend, „wo bin ich?" „Bei mir, Iduna, schöne Holde! bei mir," tröstete sie Franz. Beide waren schon ein gutes Stück weg von der verhängnißvollen Ruine, Iduna blickte nochmal wehmüthig nach ihr um, lebe wohl auf ewig — lebe wohl! theure Stelle, wo meine Wiege stund! Iduna beherrschte sich selbst, ihren Schmerz vergessend, sprach sie zu Franz: „Mein Lieber! verzeihe mir das so eben Geschehene, ich werde mich gewiß jetzt in jeder Gefahr standhaft zeigen." „Iduna, ich habe nichts zu verzeihen, wer wird Iduna grollen können?" Sie fuhren an Semlin und Belgrad vorbei, ohne gehindert zu werden oder die lästige Contumaz bestehen zu müssen, denn Franz richtete es immer so ein, daß er mit Sicherheit darauf rechnen konnte, durchzukommen. Als sie

eines Tages in den breiten Fluthen der Donau des türkischen Gebietes dahin fuhren, liebkoste Iduna scherzend Franz. Schmeichelnd stund er von der sitzenden Lage auf und sie auch, umschlangen einander, wie Amor und Psyche, in süßen träumerischen Liebkosungen — plumps, da lag sie im Wasser. „Weg mit ihr! donnerte ihr Franz zu. Täuschung! — Truggebilde!“ — „Geliebter! ich fluche Dir nicht, ich liebe Dich ewig,“ rief ihm Iduna mit ihrer Engelsstimme zu, worüber ein Stein sich hätte erbarmen müssen, aber Franz hatte kein Herz, er stieß die edelste der Seelen mit seinem Ruder von sich, als wäre es irgend eine Bestie. „Gerne opfere ich mich für Dich, Geliebter! Lebe wohl!“ und sie sank unter. Franz ruderte mit aller Kraft, dem Schiffchen einen Vorsprung zu geben, welches bald in den Krümmungen der Donau verschwand. Ohne nur die geringste Reue zu verspüren, hatte Franz ein Wesen geopfert, rein nur aus Mordlust, was das gräßlichste Gefühl oder Nichtgefühl verrieth. Instinktmäßig kämpfte die edle Jungfrau mit den Wellen in ihrer Todesangst. Ein junger Türke, der sein Vieh an die Donau trieb, um es zu tränken, gewahrte das kämpfende Wesen in den Fluthen der breiten Donau; rasch sprang er auf ein Pferd und stürzte in die Wellen, der Unglücklichen, die bald auf= und niedertauchte, zu Hilfe. Erst als er in ihre Nähe kam, gewahrte er, daß es eine weibliche Person sei. Schon wollte er nach ihr tappen, als sie wieder bewußtlos untersank. Starr sah er auf den Punkt hin, wo die schöne Jungfrau untergesunken, indem sein Pferd von ihm gezwungen wurde, mehr stromaufwärts vergebens dem Strome entgegen zu kämpfen; als auf einmal sein Pferd dem Ufer zulenkte, von wo es gekommen. Der kühne Reiter sah sich unwillkürlich um und entdeckte zu seiner größten Freude, daß die hilfsbedürftige Jungfrau sich fest in dem Schwanze

des Rosses eingeklammert hatte; er ließ dem Rosse seine Fährte, erreichte glücklich das Land, sprang von demselben und wollte Iduna losmachen, welches ihm jedoch nicht gelang. Schnell besonnen schnitt er die Haare des Schwanzes los, in die sich Iduna geklammert hatte, stützte die schöne Jungfrau in seinen nervigten Armen, damit sie nicht fallen möge, legte sie mit dem Kopfe auf einen erhöhten Rasen, wälzte sie hin und her und blies Luft in ihren Mund. „Schöne Blume! Allah möge Dir das Leben wieder schenken!“ betete er beständig zu Allah. Allah hatte ihn erhört, ihr reizender Busen fing an zu schwellen, sie schlug nach einer Weile die Augen auf, starrte lange den jungen schönen Türken in seiner malerischen Tracht an und sagte: „Also ein Ungläubiger wurde mein zweiter Schöpfer!“ Der Türke war vor Freude fast außer sich, als er ihre sanften schwachen Töne vernahm. „Allah nahm Dich, edle Perle, in seinen Schutz, es ist meine Pflicht, Dich zu pflegen,“ sprach der Türke freundlich zu ihr in seiner walachischen Mundart, die für Iduna unverständlich klang. Sanft umschlang er das schöne Mädchen, richtete sie auf und sprach: „Komm', weiße Rose des Abendlands, ich will Dich mit nach Hause nehmen.“ Er lud sie auf sein Pferd und ritt einem großen Hause zu, das von mehreren kleinen Häuschen umgeben war. Wie staunten die Bewohner, als sie ihren Ibrahim mit einer so unverhofften Bürde daher reiten sahen. Schnell sprang er vom Pferde, und eben so hurtig eilte auf seinen Befehl ein Sklave herbei, Iduna zu halten. Mit Hilfe desselben trug er sie in ein zwar nicht prunkendes Zimmer auf einen Divan, doch war dieses Zimmer reinlicher als die übrigen, welche die Sklaven zu ihrem Aufenthalte hatten. Hilfreiche Geister nahmen Iduna zur Pflege in Empfang, sie rieben sie mit wohlriechenden Essenzen, kleideten sie aus und reichten ihr warme Teppiche und Kleider von zierlicher

Stickerei, die sie ihr anziehen halfen. Bald darauf verfiel Iduna in einen Schlaf, und als sie erwachte, fühlte sie sich ungemein gestärkt. Eine Sklavin reichte ihr eine gutgewürzte leichte Suppe von Eiern und kräftiger Fleischbrühe, die im Weine gekocht war. Iduna, die Appetit fühlte, aß selbe, und ihre Kräfte nahmen so sichtlich zu, daß sie schon im Zimmerchen auf= und abgehen konnte. Man theilte es ihrem Erretter mit, der freudig in Begleitung seines alten Vaters herbeigesprungen kam, sich zu überzeugen. Als Iduna ihren Erretter erblickte, fiel sie vor ihm auf die Kniee und umspannte dankend die seinigen. Freundlich hob er sie auf und tröstete sie mit seinem Vater, was ihr aber keinen weitern Aufschluß geben konnte, als den — daß sie ihr geneigt waren, welches sie ihren Mienen absah. Iduna konnte nichts anderes thun, als sich in Gottes Willen ergeben, zu dem sie inbrünstig betete, er möchte sie schützen vor aller Gefahr, wenn sie unlautere Triebe des jungen Türken wecken möchte. Sie erholte sich bald kräftig; sie ging im Garten spazieren, pflegte die Blumen, half in der Küche oder sang in ihrer Muttersprache irgend ein begeisterndes Lied ihres Vaterlandes. Bald konnte sie sich mit ihrem Retter und den Uebrigen über das Nöthigste verständigen. Es wurde ihr Alles gewährt, was sie that, und doch fühlte sie eine Sehnsucht nach demjenigen, der ihr Leben so schändlich in Gefahr brachte, daß sie sich nicht entschließen konnte, da zu bleiben. Sie theilte es Ibrahim mit, daß sie nach Silistria und dort in die Reihen der Kämpfenden eintreten wolle, über welche Mittheilung er schauderte. Mit jedem Tage suchte er sie abzubringen und mit jedem Tage bestürmte sie ihn stärker, ihrem Willen nachzugeben. Ibrahim, den die Gefahr des Vaterlandes selbst bestimmte, gegen die Moskow=Giaurs zu kämpfen, gab ihr nach, und eines Tages ritten Beide unter den heißesten Segenswünschen

und Allahrufen, wohl bewaffnet, sie als Türkin gekleidet, der hartbedrängten Festung Silistria zu. Franz, den sein Schiffchen, das von zwei gräßlichen Verbrechen zeugen konnte, in eine Privat=Bucht der Donau trug, welche einem reichen türkischen Kaufmanne gehörte, wurde mit seltenem Glücke aufgenommen. Als er in die Bucht einfuhr, welches am hellen Tage war, wurde er von einem Sklaven bemerkt, der gerade im Garten arbeitete; der Sklave eilte in das prächtige Haus seines Herrn und meldete ihm, daß sich ein Giaur in der Bucht verfahren habe. Sogleich eilte Selim, sein Herr, bewaffnet, mit mehreren Sklaven an die Bucht, und fanden, zu ihrem Erstaunen, die Aussage des Sklaven wahr. Franz stieg ruhig, als er ihrer ansichtig wurde, die Bucht herauf in den schönen Garten. „Wer bist Du, Fremder?“ rief ihm Selim von ferne zu. „Ein Deutscher! — Herr und Gebieter hier,“ antwortete Franz. Der Türke, welcher Franz russisch anrief, mißtraute ihm, weil er so logisch darauf antwortete, er glaubte anfangs einen verkappten Russen vor sich zu sehen. „Wenn Du ein Deutscher bist, so komm' mit mir in mein Haus,“ erwiderte Selim trocken auf Deutsch. Franz war froh, sich hier verständigen zu können, und folgte ihm; die Sklaven hielten Wache an der Bucht und suchten auf Befehl ihres Herrn das Schiffchen aus. Franz erklärte Selim, daß er gesonnen sei, mit den Türken gegen die Russen zu kämpfen, was ihm sehr wohl gefiel. Als der Türke sah, daß weiter kein Verdacht vorhanden sein dürfte, rief er seine Wachen wieder zurück und erklärte Franz: er sei ihm sehr willkommen und in einigen Tagen ziehe er selbst nach der Festung Silistria, um mit den Seinigen gegen die Russen zu kämpfen, wenn er mitziehen wolle, sei es ihm angenehm. Franz sagte mit wilder Freude zu, und in 8 Tagen war er schon innerhalb der Mauern der Festung. Der Türke, welcher

großes Ansehen und Einfluß unter seinen Landsleuten hatte, bekleidete eine Stelle, die ein ansehnliches Commando in sich einschloß. Gebildet, wie der Türke war, bemerkte er bald ein Talent in Franz, das ihm und seinen Kampfgenossen nur zu Gute kommen konnte. Durch Protektion erwarb er die Adjutantenstelle bei ihm. Der energische kaltblütige Charakter bei Franz, die schnelle Auffassungsgabe der türkischen Sprache, und die mit Adlerblick errathende Gefahr, der er allemal so schnell und kühn abzuhelfen wußte, gewannen ihm ganz das Zutrauen Selim's. Als von allen Seiten Kämpfer erschienen, die Festung dem Vaterlande zur Ehre des Halbmondes zu erhalten, gewahrte Franz bei einem Ausfalle auch ein weibliches Wesen zu Pferde, das einen Haufen Türken kommandirte. Gerade diesen Tag wurden mit vielem Verluste die Türken von den Russen in die Festung zurückgeschlagen. Im verwirrten Knäuel suchte die Amazone ihren unregelmäßigen Haufen Soldaten in den Straßen Silistria's zu ordnen, die sehr gelitten hatten. Kühn überflog sie mit ihren Gazellenaugen die hereinwälzenden Heeresmassen, und fand darunter ihren Geliebten zu Pferde, an der Seite eines vornehmen Commandirenden. Rasch tummelte sie ihr behendes Pferd herum, ließ ihren unordentlichen Haufen in eine lange Reihe aufmarschiren und harrte auf der Seite, an der Franz vorbei mußte. Sie salutirte vor dem hohen Commandanten von Franz. Aber wie vom Blitze gerührt zuckte Franz zusammen, der etwas zurück an der Linken seines Chefs ritt. „Ich komme nicht, mich zu rächen, sondern zu lieben!“ klangen die Worte aus ihrer wohltönenden Kehle dem Schrecklichen zu. Doch schnell gefaßt ritt er an ihr, in Gedanken versunken, vorbei. Der Chef, welcher diesen Worten keine Aufmerksamkeit schenkte, oder bei dem Lärmen der Soldaten und dem Gerassel der Kanonen sie nicht gehört hatte, bemerkte

auch nicht, als Franz unruhig wurde und, vom rächenden Gewissen gepeinigt, sich selbst verwünschte. Es gab sehr viel zu thun, was ihn einigermaßen zerstreute, aber beruhigen konnte er sich nicht ganz. Iduna hatte auch keine Zeit, Franz aufzusuchen, was sie so sehnlich wünschte, weil ihre Pflicht sie beinahe immer an die Waffen fesselte. Bei dem nächsten Ausfalle, bei welchem die tapfern Türken die Russen siegreich zurückschlugen, wurde Franz mitten durch die Brust tödtlich getroffen, er sank vom Pferde, und Iduna, die ihn nicht aus dem Auge ließ, ritt schnell zu ihm, als sie dieses sah, und brachte ihn auf ihr Pferd, worauf sie in die Festung zurückgalloppirte. Der Arzt brachte ihn wieder zur Besinnung, wo Franz ihr seine schauderhafte Laufbahn mit zerknirschtem Herzen erzählte. „Ich bin Deiner nicht würdig!“ sprach er und verschied. Iduna warf sich über die Leiche ihres Geliebten und benetzte sie mit heißen Thränen. Mit allen militärischen Ehren wurde Franz begraben. Iduna aber war trostlos, sie stürzte sich in die heißesten Kämpfe, um darin ihren Tod zu finden, allein immer siegreich ging sie daraus hervor, daß sich bei den Türken der Glaube verbreitete, sie sei eine Heilige, von Muhamed gesandt. Kaum war Franz von dieser irdischen Hülle geschieden, so erschien sein Schutzgeist und führte ihn an der Hölle vorbei, wo er im Monde ankam. Da gewahrte er zuerst Attila, die „Geißel Gottes“, seine Horden über blühende Gefilden schreitend, alles verheerend; Karl den Großen auf dem Richterstuhle der Gerechtigkeit, wie er über sein Volk Recht sprach; dann Moses, wie er mit den Israeliten aus Aegypten zog, die einen solchen Lärm machten, als treibe er eine große Heerde Schaafe. Mit Blitzesschnelle durchflog mit ihm sein Schutzgeist die weiten Räume des Mondes, und er sah Ludwig XVI., wie er sich in einer Badewanne, wie es die Türken zu thun pflegen, badete und

von schönen Mädchen gezwackt wurde. Maria Theresia als Advokatin. Solon, den weisen Gesetzgeber Griechenlands, als einfachen Hirten. Die Pharaonen der Aegypter als verschwenderische Spieler. Alexander von Macedonien als Helden. Brutus, den jüngern, als Republikaner, neben ihm Lukretia, die ihn immer ermunterte der Republik Roms treu zu sein. Friedrich den Großen als Philosophen. Luther als hohen Gelehrten. Voltaire als Affentreiber. Papst Gregor IV. als Jäger. Julius Cäsar und neben ihm Cicero, als Erzspitzbuben, die so eben dem Krösus seine Schätze raubten und ihn ermordeten. Er fragte seinen Schutzgeist, was denn diese Männer und Frauen hier seien? Er antwortete ihm, ein Jedes nach seinem Beruf, was es im Leben war, konnte sich jedoch nicht deutlich vorstellen, da Manches in widersprechendem Licht erschien, als wie sein Beruf auf Erden war. Der Schutzgeist führte ihn an eine andere Stelle, und schwieg auf alle seine unzähligen Fragen, die er an ihn richtete. Er sah Napoleon, den Eroberer, wie er Revue hielt über seine Truppen. Er bemerkte die Königin Elisabeth von England als Baumwollenhändlerin. Den Kaiser Peter von Rußland als reichen amerikanischen Kaufmann, der die Institutionen des amerikanischen Freistaates aufs Beste herauspries. Soliman, den türkischen Sultan, als Sieger. Konfuzius als Porzellainhändler. Muhamed als beredten Prediger. Kaiser Joseph als Reformer. Wallenstein als Kaiser. Die Jungfrau von Orleans als Königin. Demosthenes als großen Redner. Die Kaiserin Anna von Rußland als Waschweib, und Washington als Musikant, der eine Anzahl amerikanischer Weiber belustigte. Jetzt nahm Franz sein Schutzgeist und führte ihn in der Zeit des Wetterleuchtens nach der Sonne. Hier sah er die Himmelskönigin, die seligste Jungfrau Maria auf dem goldenen Strahlen=

throne ihrer Herrlichkeit und Glorie sitzen, bedient von der Engelschaar; weiße und Purpurrosen umgaben ihren Thron, die durch den unermeßlichen Raum den duftendsten Wohlgeruch verbreiteten. Kaum konnte er die Gottesmutter in ihrem Strahlenglanze anblicken. Ein Wehe durchrieselte seine Seele, das von heiligem Schauer und Ehrfurcht begleitet war; er fiel nieder auf seine Kniee und wollte die Göttliche anbeten. Halt! — Profaner! — donnerte es aus einer lichten Wolke. Sein Schutzgeist floh gegen diese Wolke und verschwand. Er fiel vor Furcht und Zittern aufs Angesicht, seine Seele bebte vor dem, was da kommen sollte. Schrecklicher! erhebe dein Mordantlitz! rief die Stimme wieder, und unwillkürlich schnellte sich sein Gesicht in die Höhe und schaute bange der Wolke zu, aus der die Stimme kam. Sie war so stark wie der Donner vieler Geschütze und rauschte wie viele Wasserfälle von beträchtlicher Höhe. Alles bewegte sich, ein Chaos von Wolken trieb mit solcher Eile durcheinander, daß er kaum ihren Lauf verfolgen konnte. Von der göttlichen Himmelskönigin, zu der er in dieser fürchterlichen Angst seine Zuflucht nehmen wollte, sah er keine Spur mehr. Allein und verlassen war er mitten in diesem schwindelnden Wolkenmeer. Er suchte Hilfe im Gebet, aber auch diese wurde ihm versagt. Höre auf, Gott zu lästern, Verwegener! rief ihm die Stimme abermals zu. Lieblich und doch fürchterlich, harmonisch und doch grausam, sanft und doch gewaltig brauste ihm diese Stimme zu: „Elender! Du hast lange genug auf Gottes Barmherzigkeit gesündigt, das Maß Deiner Sünden ist voll! Warum mordetest Du Deine Nebenmenschen mit kalter Rache? Habe ich Dir deßwegen die Seele in Deinen verworfenen Körper eingehaucht, daß Du meine Ebenbilder mitten in ihrem Sündenschlamme zu mir schicktest? Deine verruchte Hand legte Feuer um schnöder

Habsucht willen. Empfingst Du deßwegen den Strom von Talenten von mir, sie im gemächlichen Genusse einzuschläfern? Bosheit und Tücke haben Dich beherrscht. Gleichgültig übertratest Du die Gebote Gottes, in Deinem Dünkel Dir selbst einen Gott setzend, den Dein böser Geist im Wahne schuf, nach Deinem lüsternen Willen.“ — „Sei verflucht! brach die Stimme im Flammenzorne aus, daß rings das ganze Chaos vom heiligen Feuer erleuchtet war, bis zu dem Tage, wo Deine Erlösung irgend eine Seele erbittet, weil Du so viel Unheil gestiftet hast. Weg von hier und stürze hinab auf die Erde, wo Du zu wandern hast unter den Menschen, die Deiner nur mit Fluch gedenken.“ Mit Blitzesschnelle stürzte er hinab auf die Erde und nahm seine ätherische Hülle wieder an, die ihn unter den Menschen kenntlich machte. O! die Scham, wenn ihm die Menschen zürnen, zu dem sie so viel Recht haben. Die Qual, ihnen nächtlicher Weile zu begegnen. Das Entsetzen und die Furcht, allein und verlassen die Erde bewohnen zu müssen. Und die fürchterliche ängstliche Langeweile, gepeinigt von der sehnsüchtigen Hoffnung, wann ihn ein Sterblicher erlösen werde? Dies ist mehr, wie eine Hölle voll Pein. Jede Minute wird zu Jahrtausenden und noch hat sich keine Seele erbarmt.

---

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Nördlingen.

# Evangelische Missi[...]

## Neue Folge,

[...]onatsheften zu 3 — 4 Bogen, verbunden mit einer
[...]g und mit den, von der Bibelgesellschaft in Basel [...]
[...]heblättern.

[...]is für den Jahrgang stellt sich, in Basel selbst gen[...]
[...]n.

[...]rtige Abonnenten können die Hefte beziehen
[...]h die Post, indem sie bei dem ihnen zu[...]
[...]nter Vorausbezahlung sich abonniren. Es mu[...]
[...]Monaten des Jahres geschehen. Der Abonn[...]
[...]izerischen Poststellen ist Fr. 5. 60, bei den [...]
[...]Postvereins fl. 3. 17 Kr.

**[...] Bezugsweg ist für die Missionsverwa[...]**
**[...] Abonnenten unzweifelhaft der erwünscht[...]**
[...]e.

[...]cht auf der Post abonnirt, gleichwohl aber dem
[...] unter Kreuzband der Post zu erhalten wünsch[...]

in der Schweiz fr. 6. 60 Cts.
im deutschen Postverein fl. 3. 40 kr.

[...]rch den Buchhandel, — zunächst in Co[...]
[...]ng von J. F. Steinkopf in Stuttgart, — wo [...]
[...]gs in Würtemberg auf fl. 2. 45 kr., außerh[...],
[...] Rthlr. oder fl. 3. 30 kr. stellt.

[...] die Privatvermittlung nachfolgender Fr[...]
[...] dieser Sache gütigst erboten haben:

[...]reau der Evangelischen Gesellschaft,
[...] Ke[...] der Evangelischen Gesellschaft und Hrn. [...]
[...] bei Hrn. Mer. Bek zum Apfelbaum,
[...]n bei Hrn. Joh. David Dürz,
[...] Hrn. Louis Schumpiger,
[...] chez Monsieur Jayet, ministre,
[...]hez Monsieur A. Lefort, et à la librairie H. Georg.
[...] chez Messieurs L. Meyer et Comp.